



ARL MULLER

JAMES MILL

und die

historische Methode





Verlag der Universitätsbuchhandlung Jul. Zollinger
BERN 1908



James Mill

und

die historische Methode

Inaugural-Dissertation

der

hohen philosophischen Fakultät der Universität Bern

zur

Erlangung der Doktorwürde vorgelegt

von

KARL MÜLLER

von Épiquerez

(früher von Wernberg)



BERN

Verlag der Universitätsbuchhandlung Jul. Zollinger

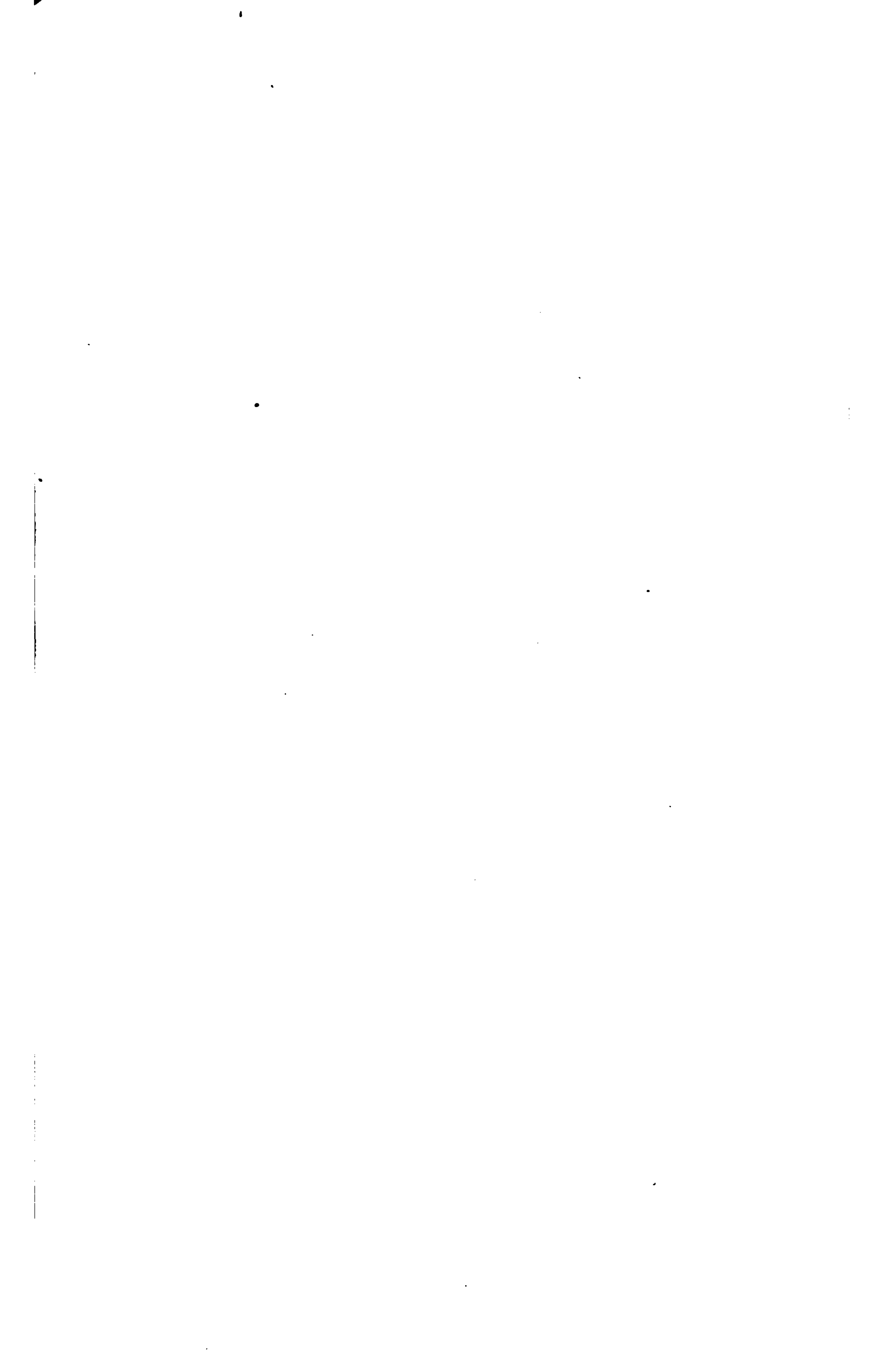
1908

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag des Herrn Pr(
Dr. *Oncken* angenommen.

Bern, den 16. November 1906.

Der Dekan:
Prof. Dr. **G. Huber.**

Meiner Mutter!



Einleitung.

Man könnte beinahe behaupten, es sei seit den Zeiten Christi und vielleicht schon seit früher her, ein Naturgesetz, dass die „Schüler“ ihren „Meister verraten“. Das Wort „verraten“ ist hier in dem Sinne eines bald grösseren, bald geringeren Abweichens von der ursprünglichen Lehre zu verstehen. Wenigstens scheint diese Behauptung für die Geschichte der National-Oekonomie gerechtfertigt, in der sich eine Menge von Beispielen hierfür findet. Schon die erste Lehre in dieser Wissenschaft, d. h. das erste ökonomische „System“, das von dem Versailler Arzte François Quesnay begründete physiokratische, erfuhr dieses Schicksal und der jüngsten der ökonomischen Schulen ging es ja nicht besser, wir meinen die des wissenschaftlichen Sozialismus; ist doch hier der Meister selbst seinem System in gewissem Sinne untreu geworden und hat öffentlich erklärt: „Je ne suis pas Marxist“.

Am deutlichsten und doch am längsten verborgen gewesen, am folgenschwersten vielleicht für die Wissenschaft war wohl der „Verrat“, den die Schüler des berühmten Schotten Adam Smith an ihrem Meister verübten. Es gibt vielleicht keinen Punkt, in welchem die „Smith'sche Schule“ ihrem Lehrer genau gefolgt ist, und der Grund hierfür ist darin zu suchen, dass von seiten der Jünger ein gänzlich verschiedener Weg zur Erkenntnis eingeschlagen wurde, als es der war, den Smith selbst ging. Die wissenschaftliche Forschungsmethode der „Smith'schen Schule“ ist ebenso einseitig, wie die Resultate, zu denen sie gelangte. Adam Smith verfuhr historisch-philosophisch; seine Schüler liessen die Geschichte beiseite, sie wollten keine Entwicklung erkennen, sie wollten „ewige Gesetze“ finden.

Drei Männer spielen in der „Smith'schen Schule“ in England eine hervorragende Rolle, drei Männer, welche, so verschieden

sie ihrer Persönlichkeit nach waren, doch durch das Band gemeinsamer Ansichten zusammengehalten wurden, engen Umgang pflogen und zusammen an dem Ausbau jenes Systems arbeiteten, das, trotzdem es den Namen von Smith erhielt, doch von dem seinigen so verschieden ist. Die Mitglieder dieses wissenschaftlichen Triumvirates sind: Jeremias Bentham (1748—1832), David Ricardo (1772—1823) und James Mill (1773—1836).

Bentham, der in erster Linie Jurist und Philosoph war, ist der Philosoph der Smith'schen Schule, der Schöpfer der philosophischen Grundlagen, auf denen sich der Gedankenbau der vollendeten Theorie des „laissez faire, laissez passer“ aufbaute.

Ricardo, von Haus aus ein Mann des praktischen Lebens, ein „selfmade man“, sowohl in materieller, als auch in wissenschaftlicher Beziehung, wurde der Fachtheoretiker der Smith'schen Schule.

James Mill endlich, anfangs für den kirchlichen Beruf bestimmt, ein Mann mit ganz hervorragenden agitatorischen Anlagen, wurde der Publizist der Schmith'schen Schule, der Ausrufer, der für die Verbreitung der Ideen dieser Schule sorgte.

Von diesen drei Männern soll uns in der vorliegenden Arbeit nur der letzte beschäftigen, und zwar nicht jener Teil seiner Tätigkeit, den wir als den charakteristischen hervorgehoben haben, nämlich der agitatorische, sondern seine ökonomischen Ansichten, vor allem aber seine Forschungsmethode. James Mill ist nicht Forscher in dem Sinne, dass er neue Wege ging, — wenigstens nicht in seinen ökonomischen Schriften; — er folgte schon begangenen Wegen, allerdings nachprüfend und von Fall zu Fall die schon vorhandenen Resultate vertiefend.

In methodologischer Hinsicht haben sich Bentham, Ricardo und Mill in gleicher Weise von ihrem Lehrer und Meister Adam Smith entfernt; an die Stelle der historisch-philosophischen Methode trat in der „Smith'schen Schule“ die mathematisch-deduktive, die exakte Methode, das Verfahren Quesnay's. Ein solcher methodologischer Rückfall ist bei Bentham und Ricardo weniger überraschend; bei ersterem deshalb, weil er durch seine vorwiegende Beschäftigung mit Rechtsphilosophie dazu kam, die von ihm in dieser Wissenschaft angewendete Methode auch bei seinen Wanderungen auf ökonomischem Gebiete beizubehalten; bei letzterem,

weil ihm die notwendigen Grundlagen fehlten, sowohl um auf dem Wege historischer Studien zu historischer Auffassung gelangt zu sein, als auch, um in den Gedankengang seines Lehrers Smith so tief einzudringen, dass er dessen historische Auffassung sich angeeignet und seine eigenen Ideen nachträglich durch historische Forschung zu entwickeln und zu begründen versucht hätte. Ricardo hatte den Zustand seiner Zeit vor Augen, und die Gesetze, die er für diese seine Zeit gefunden zu haben glaubte, übertrug er sonder Zagen auf alle Zeiten, verlieh ihnen ewige Gültigkeit, erklärte sie zu „Naturgesetzen". Allerdings mangelt es auch hier an Konsequenz, wie überhaupt ein Schwanken, ein Unklarsein mit sich selbst, ein Noch-Ringen nach dem Wahren für ihn bezeichnend ist. Anders steht aber die Sache bei Mill. Vor allem hatte er einen ganz andern Bildungsgang genossen, als Ricardo; ferner ist er der Verfasser der vielgepriesenen und auch heute noch einzig dastehenden „History of British India", also ein Historiker von Fach, und es wäre bei ihm geradezu zu erwarten, dass er die Gesetze historischer Entwicklung in der ökonomischen Lehre von Smith nicht übersehen hätte, oder dass er in dem ökonomisch-wissenschaftlichen Dreibund denselben die gebührende Berücksichtigung gesichert und so verhindert hätte, dass die Schule infolge ihrer einseitigen Methode zu einseitigen Resultaten gelangte. Zu bemerken ist auch, dass Mill sein historisches Werk lange vor seinem ökonomischen Hauptwerk schrieb. Ja, es ist sogar ein unfassbarer Widerspruch, dass ein Historiker, der eine Weltanschauung haben muss, diese Weltanschauung gerade nur seinen oder seinem historischen Werke zugrunde legt, sie aber, sobald er die Augen von den Bogen seines historischen Manuskriptes abwendet, sozusagen unter die Schwelle seines Bewusstseins versinken lässt.

Diesen Widerspruch aufzuklären haben wir uns zur Aufgabe gesetzt. Zur Lösung derselben ist es notwendig, zunächst die „History of British India" allein einer ausführlichen und eingehenden Kritik in methodologischer Hinsicht zu unterziehen, ferner die rein ökonomischen Forschungsresultate aus diesem Geschichtswerk herauszuschälen und sie mit den in den rein ökonomischen Schriften Mill's enthaltenen Ansichten zu vergleichen.

Es obliegt uns also die Beantwortung zweier Hauptfragen, die wir folgendermassen formulieren:

1. Hat James Mill in seinem Werke „History of British India" die historische Methode zur Anwendung gebracht? Wenn ja: *Warum verfährt er in seinen übrigen Schriften, hauptsächlich in den ökonomischen, in einer Weise, die keine Kenntnis der historischen Methode verrät?*

2. Stimmen die in seiner „History of British India" zum Ausdruck gebrachten ökonomischen Ansichten Mill's mit den in seinen rein ökonomischen Schriften vertretenen ganz oder teilweise überein?

Da es nötig sein wird, zur Lösung dieser Fragen, resp. zur Begründung der von uns vertretenen Ansichten auf die Lebensverhältnisse des Autors der „Geschichte von Britisch Indien" zurückzukommen, so wollen wir eine kurze Biographie Mill's vorausschicken.

Biographie.[1]

James Mill war als der älteste Sohn eines Schuhmachers in dem Dörfchen Northwaterbridge in der Grafschaft Angus (Schottland) am 6. April 1773 geboren[2]. Ueber die erste Jugendzeit bis ungefähr zu seinem achtzehnten Lebensjahre sind die Quellen spärlich. Wir wissen, dass er zunächst die Schule des Kirchspiels besuchte und hier so gute Fortschritte machte, dass er im Alter von 11 oder 13 Jahren auf die Akademie zu Montrose geschickt wurde. Dies geschah hauptsächlich auf Veranlassung seiner hochfahrenden und ehrgeizigen Mutter und mit Hülfe des Ortsgeistlichen, eines gewissen M. Peters, dem die guten Fähigkeiten des Jungen nicht verborgen geblieben waren, der ihn förderte und die Eltern veranlasste, ihren Sohn studieren zu lassen.

Im Jahre 1790 bezog Mill die Universität Edinburgh im Alter von 17½ Jahren — einem für englische Verhältnisse vergleichsweise recht hohen Alter — und wandte sich dem Studium der Theologie zu. Nebenbei hörte er auch historische und philosophische Vorlesungen. Er beendete seine Studien im Jahre 1797 und wurde ihm im Jahre 1798 die Erlaubnis zu predigen erteilt. Bain erzählt uns, eine Person, die Mill predigen gehört, habe ihm mitgeteilt, dass die Mehrzahl der Zuhörer ihn nicht habe verstehen können, wohl deshalb, weil seine Predigten zu abstrakt gewesen sein dürften, eine Eigenheit, die sich auch bei Mill's literarischen Produkten einer späteren Zeit immer unangenehm fühlbar macht.

---

[1] Wir folgen hier in der Hauptsache A. Bain, L. L. D., „James Mill, a Biography", London, Longmans, Green & Co., 1882.

[2] Stammhammer gibt im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" das Geburtsjahr Mill's mit 1775 an; diese Abweichung von Bain's Angabe dürfte vielleicht auf einen Druckfehler zurückzuführen sein. — Thomas B. Shaw, M. A., in seiner „History of English Literature" London 1897 (edited by Sir William Smith) nennt Mill fälschlicherweise „a native of Montrose" (p. 543).

Während seiner Studienzeit und dann später bis zum Jahre 1802 war Mill in verschiedenen Familien als Hauslehrer tätig. Er bewarb sich auch um eine Predigerstelle, erhielt dieselbe aber nicht, und dies soll der Grund gewesen sein, dass er Schottland verliess und nach London ging.

Mill's Reise nach London war eine Reise ins Ungewisse hinein; denn er wusste nicht, womit er dort sein Leben fristen wollte. Jedenfalls ging er mit grossen Hoffnungen hin; selbst, als er schon einige Wochen dort war, findet er den Boden ausgezeichnet und schreibt an David Barclay in einem allerdings wenig theologischen Stile: „Ich will hart arbeiten und karg leben, und es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn ein Mann, der zu allem taugt, unter diesen Bedingungen nicht fortkommen könnte“.

Vom ersten Tage seines Weilens in London an interessierte sich Mill für die Politik und insbesondere für die grossen Redner im Parlamente. Daneben begann er Zeitungsartikel zu schreiben und suchte Verbindungen mit Redaktionen, Schriftstellern und Verlegern anzuknüpfen. Schon im Laufe des ersten Londoner Jahres erschien unter seiner Leitung das „Literary Journal“ (1803), das sich aber nicht nur, wie der Titel vermuten lassen könnte, mit den Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur beschäftigte, sondern auch mit wissenschaftlichen Werken aller Art, ja auch mit der Politik.

Gerade damals waren die Sitzungen des englischen Parlamentes mit Debatten über die Kornzölle ausgefüllt, und Mill liess damals seine erste politisch-ökonomische Schrift unter dem Titel „An Essay on the Impolicy of a Bounty on the Exportation of Grain, and on the Principles, which ought to regulate the Commerce of Grain“ erscheinen. — Es ist interessant festzustellen, dass zu jener Zeit überhaupt ökonomische Bücher seine Lieblingslektüre gewesen zu sein scheinen; so wird uns berichtet, dass er im Jahre 1804 Xenophon's „Περί οἰκονομίας“ las [1]).

Im Jahre 1805 übernahm Mill die Redaktion eines zweiten Blattes, genannt „St. James's Chronicle“; das Blatt war klerikal und konservativ, und es muss sonderbar erscheinen, wenn Mill bei einer solchen Zeitschrift als Redakteur tätig ist, Mill, den wir

---

[1]) Vergl. Bain, p. 52.

doch schon nach seinem ersten Essay unter die „Radicals“ zählen dürfen, vielmehr nach seinen späteren Schriften. Wenn wir uns aber an den früher angeführten Satz aus dem Briefe an Barclay erinnern, so wird uns dieser Umstand nicht mehr so ganz unerklärlich erscheinen.

Ende des nächsten Jahres (1806) schon ging das „Literary Journal“ ein, und dies bedeutete einen empfindlichen Ausfall in den Einkünften Mill's, der gerade ein Jahr früher (1805, am 5. Juni) einen Hausstand gegründet hatte. Teils die materiellen Sorgen und die daraus folgende Unzufriedenheit, besonders seitens seiner Frau, die aus einem, wenn auch nicht reichen, so doch wohlhabenden Hause stammte, teils die Enttäuschung, die er in der Ehe erfuhr, indem er sich an der Seite einer wohl schönen, keineswegs aber ihm geistig ebenbürtigen Frau sah, brachten es mit sich, dass diese Ehe nie eine glückliche war. Doch entsprossen ihr neun Kinder, darunter als der jüngste Sohn der nachmals berühmte John Stuart Mill.

Das Jahr 1806 ist noch besonders für uns bemerkenswert, da in dasselbe der Beginn der Arbeit an der „History of British India“ fällt; wahrscheinlich unmittelbar nach Aufgabe des „Literary Journal“ entschloss sich Mill zu dem Werke und er begann dasselbe ungesäumt. Es ist bezeichnend, dass er die Zeit, die er zur Vollendung des ganzen Werkes benötigen würde, auf drei bis vier Jahre veranschlagte, und dass er nebenbei zur Beschaffung von Einkünften für den Haushalt genug Zeit zu finden hoffte. Er fand sich sehr enttäuscht, als er erst nach mehr als zehn Jahren mit der Arbeit fertig wurde, und mit einem herzlichen „Thanks God“ mag er den letzten Punkt auf den letzten Bogen gesetzt haben.

Das Jahr 1807 brachte wieder eine Schrift über ein ökonomisches Thema, eine Erwiderung auf William Spence's Broschüre „Britain Independent of Commerce“. Diese Erwiderung war ziemlich umfangreich (154 Seiten) und trug den Titel: „Commerce Defended; An Answer to the Arguments by which M. Spence, M. Cobett, and others have attempted to prove that Commerce is not a Source of National Wealth“. Diese Schrift erlebte schon im Jahre 1808 eine zweite Auflage.

In der Zeit von 1806 bis 1818 beschäftigte sich Mill hauptsächlich mit seiner „History of British India“, die im Jahre 1816

vollendet war und deren Drucklegung zwei Jahre in Anspruch nahm. Nebenbei schrieb er zahlreiche Artikel für verschiedene Blätter, insbesondere für die „Edinburgh Review“, über alle möglichen Themata, über politische Oekonomie, Politik, Rechtswissenschaft, Erziehungswesen, u. s. w. Unter diesen Artikeln sind erwähnenswert: Einer vom April 1810, in welchem die ostindische Kompanie auf das heftigste angegriffen wird, ein zweiter des gleichen Inhaltes vom November 1812; ferner eine Besprechung von Malcolm's „Sketch of the Political History of India“, ein Werk, das sich mit der Frage über die beste Regierungsform für Indien beschäftigte; schliesslich noch als der letzte Artikel in der „Edinburgh Review“ eine Besprechung von Malcolm's „Sketch of the Shikhs“. Wir sehen, dass naturgemäss viele Artikel in das Gebiet seiner Studien über Indien fallen.

Neben dieser vielen schriftstellerischen Arbeit fand Mill noch Zeit, die Erziehung seiner Kinder, hauptsächlich John's, zu leiten. Von welchen Grundsätzen er sich hierbei bestimmen liess, berichtet uns John in seiner „Autobiography“; ob diese Erziehungsmethode die richtige gewesen ist, das zu untersuchen fällt nicht in den Bereich unserer Arbeit.

Bemerkenswert sind auch die Jahre von 1806 bis 1818 durch Anknüpfung von freundschaftlichen Beziehungen mit bedeutenden Männern des damaligen England. Zunächst verkehrte Mill seit 1806 oder vielleicht schon früher sehr rege mit Jeremias Bentham, der nicht nur ein grosser Philosoph und Rechtsgelehrter, sondern auch ein sehr vermögender und einflussreicher Mann war, und der, was wohl nicht zu vergessen ist, sich stets gegen Mill und dessen ganze Familie sehr gastfreundlich zeigte. Das freundschaftliche Verhältnis der beiden Männer erlitt jedoch nach ungefähr zwölfjährigem Bestehen eine Abkühlung, gerade zu der Zeit, als Mill durch seine Anstellung bei der Ostindischen seiner materiellen Sorgen ledig war.

Mit David Ricardo wurde Mill im Jahre 1811, wahrscheinlich durch Bentham bekannnt. Auch hier entwickelten sich nähere Beziehungen; Mill war es, der Ricardo zur Veröffentlichung seiner Schriften bewog und ihm dabei mit gutem Rat zur Seite stand, und der ihn später zum Kauf eines Sitzes im Unterhaus veranlasste.

Hervorragend unter den damaligen Freunden Mill's ist auch der Historiker Joseph Hume, dessen Bekanntschaft Mill schon auf der Akademie in Montrose gemacht und nun in London erneuert hatte.

Ferner gehörte zu dem Kreise, in dem Mill verkehrte, der venezuelanische General Miranda, der sein Vaterland vom Joche Spaniens befreien wollte, diesen Versuch aber in spanischen Kerkern büsste, wo ihn auch der Tod im Jahre 1816 ereilte. — Noch mit vielen anderen, in der Politik, Wissenschaft oder Literatur hervorragenden Männern jener Zeit stand Mill in mehr oder weniger nahen Beziehungen.

Die materielle Lage der Familie Mill in der Zeit, als ihr Haupt mit der „History of British India“ beschäftigt war, einer Arbeit, die keine unmittelbaren Einnahmen brachte, war nicht besonders günstig. Man war hauptsächlich auf die kleinen Einnahmen aus Zeitungsartikeln angewiesen, die noch dazu unregelmässig flossen, erfreute sich der Freigebigkeit Bentham's und nahm Vorschüsse auf die indische Geschichte von einem gewissen Place, einem Schneider in Charing Cross, der Mill's Geldangelegenheiten verwaltete.

Um Neujahr 1818 erschien die „History of British India“, die einen durchschlagenden Erfolg erzielte, noch zu Lebzeiten des Verfassers vier Auflagen erlebte und Mill mit einem Male seiner Geldsorgen enthob; nicht etwa dadurch allein, dass sie ein „einträgliches Buch“ war. Schon im Jahre 1819, als der Eindruck, den sein Geschichtswerk gemacht hatte, noch frisch und ungeschwächt war, begann Mill einen regelrechten Feldzug zur Eroberung eines Platzes in den Bureaux der ostindischen Kompanie, und am 12. Mai 1819 erhielt er die Stelle eines Assistenten in der Abteilung für indische Korrespondenz mit einem Jahresgehalt von 800 £. Seine „Freunde in der Direktion“ hielten das ihm gegebene Versprechen und „schoben ihn vorwärts“. Am 10. April 1821 avancierte er auf 1000 £, im Jahre 1823 auf 1200 £, im Jahre 1830 auf 1900 und im Jahre 1836 auf 2000 £, welch' letzteres Gehalt er jedoch nur vier Monate lang genoss.

Mill war durch sein Amt nur sechs Stunden täglich in Anspruch genommen; diese Zeit war aber keineswegs mit Bureauarbeit ausgefüllt und so konnte er sich während seiner Amts-

stunden mit anderen Dingen beschäftigen. Er arbeitete in den Jahren 1819 bis 1823 an dem Supplement zur „Encyclopedia Brittanica“ mit und lieferte zehn Beiträge über folgende Gegenstände: Government, Jurisprudence, Liberty of the Press, Prisons and Prison Discipline, Colony, Law of Nations, Education, Beggar, Benefit Societies, Bank for Savings. Ferner gab er im Jahre 1821 seine „Elements of political Economy“ heraus, deren Entstehungsgeschichte uns John Stuart Mill in seiner Autobiography gibt. In demselben Jahre 1821 erfolgte die Gründung des „Political Economy Club“, an der sich Mill in hervorragender Weise durch Entwerfen der Statuten beteiligte.

Schon im nächsten Jahre 1822 begann Mill eine neue Arbeit, diesmal eine philosophische, die „Analysis of the Human Mind“, die ihn sieben Jahre lang beschäftigte und erst im Jahre 1829 der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Im Jahre 1823 begann die „Westminster Review“ zu erscheinen, als deren Redakteur Mill in Aussicht genommen war, der aber diese Stelle, da sie mit seiner amtlichen Stellung in der ostindischen Kompanie nicht gut vereinbar schien, ablehnte. Doch hat Mill an dieser Zeitschrift eifrig mitgearbeitet. Ebenso lieferte er für die seit 1827 erscheinende „Parliamentary History and Review“ Beiträge.

Nicht zu übersehen ist Mill's Teilnahme an der Gründung der „London University“. Der Plan hierzu ging im Jahre 1825 von dem Dichter Thomas Campbell aus, nachdem schon früher ein erzieherisches Unternehmen unter dem Namen „Chrestomatic School“ fehlgeschlagen war. Als Mill zum ersten Male von der Sache hörte, erklärte er sich dagegen; erst nach einem „calve's-head dinner“ bei Brougham, als sich mehrere hervorragende Männer für den Plan aussprachen, folgte Mill ihrem Beispiele, und von Stund ab stellte er seine ganze agitatorische Kraft in den Dienst der Sache. Im Jahre 1828 wurde die Universität eröffnet.

Inzwischen war Mill, wie wir schon gezeigt haben, in seiner amtlichen Stellung immer höher hinaufgerückt und im Jahre 1830 erstieg er die höchste Stufe, wurde Abteilungschef und führte fortab den Titel „Chief Examiner“. Er war nun 57 Jahre alt und es ist kein Wunder, wenn sich nach einem so arbeitsreichen

Leben, wie dem seinigen, schon jetzt die ersten Zeichen des nahenden Alters bemerkbar machten. Die Gicht plagte ihn mehr und mehr, sein Magen und seine Leber waren leidend. Seine geschwächte Gesundheit, sowie seine grosse Inanspruchnahme durch sein Amt in der ostindischen Kompanie in den Jahren 1830 bis 1833 hinderten ihn, in so ausgedehntem Masse, wie bisher, schriftstellerisch tätig zu sein. Einige Artikel in verschiedenen Zeitschriften und eine grössere fragmenterische Arbeit, „Fragments on Mackintosh's «Dissertation on Ethical Philosophy»", sind alles was er in diesen letzten sechs Jahren seines Lebens schrieb.

Von grösserer Wichtigkeit für uns ist ein Ereignis, in dem Mill eine hervorragende Rolle spielte, nämlich die Erneuerung des Privilegiums der ostindischen Kompanie durch die Parlamentsakte vom 20. August 1833. Schon bei der Erneuerung ihres Privilegiums im Jahre 1813 hatte Mill in der Oeffentlichkeit ein Wort mitgesprochen; er hat in seinen zwei Artikeln über das Monopol der Kompanie aus den Jahren 1810 und 1812 in der „Edinburgh Review" sich auf das Heftigste gegen dieses Monopol gewandt. Damals, im Jahre 1813, war der Kompanie der auschliessliche Handel mit Indien entzogen worden, und es blieb ihr nur der — immerhin beträchtliche — Handel mit China vorbehalten. Nachdem aber die Händler Englands in das Monopol der Gesellschaft die erste Bresche geschossen hatten, liessen sie in ihrem Ansturm nicht nach, ehe sie nicht auch den letzten Rest zu Falle gebracht. Schon im Jahre 1829 liefen aus den bedeutendsten Handels- und Industriestädten Englands zahlreiche Bittschriften beim Parlamente ein, in denen sich die Handelsleute und Fabrikanten gegen eine Erneuerung des Privilegiums aussprachen. Die beiden Häuser des Parlamentes setzten Komitees ein „zur Untersuchung des gegenwärtigen Zustandes der ostindischen Kompanie und des Handels zwischen Grossbritanien und China". Diese Komitees besorgten nun die ihnen zugewiesene Arbeit in der Weise, dass sie sowohl das „Für" der Kompanie, als auch das „Wider" ihrer Gegner hörten. Es war eigentlich eine ganze Reihe von Komitees, die diese Untersuchung führten, indem das Parlament in den Jahren 1830 und 1831 wiederholt aufgelöst wurde und somit bei jeder Auflösung resp. in jedem neugewählten Parlamente eine Neuwahl in diese Komitees nötig wurde. Von dem

dritten dieser Komitees nun wurde Mill über die Revenuen, die von Indien flossen, im Verlaufe von acht Sitzungen verhört. Leider stehen uns die betreffenden Protokolle nicht zur Verfügung; hören wir aber die Ansicht des Biographen Bain, der von jenen Protokollen Einsicht genommen hat. Dieser sagt: „Es mag ein wenig sonderbar erscheinen, dass Mill, der mit seinen Ansichten über den Handel zu der fortschrittlichsten Schule gehörte, sich von ganzem Herzen bemühte, die Forderung der Handeltreibenden bei dieser Gelegenheit zu widerlegen. Der Grund ist leicht aus seinen Aussagen zu ersehen. Das Handelsinteresse konnte den verkommenen Zustand der eingeborenen Bevölkerung Indiens nicht mit denselben Augen ansehen, wie ein Beamter, und schien zu glauben, dass nur die Regierung der Kompanie einem grossen und plötzlichen Aufschwunge der Industrie — Ausfuhr und Einfuhr — zum Wohle der heimischen Produzenten entgegenstehe.“ [1])

Wir ersehen aus dem Gesagten, dass Mill für die Kompanie nach Kräften eintrat, wie es seine Pflicht als Beamter war. Bain entschuldigt Mill's Handlungsweise mit dessen Kenntnis des „verkommenen Zustandes der eingeborenen Bevölkerung“; wie Mill über die Inder dachte, das sagt uns H. H. Wilson in der Vorrede zur Neuausgabe und Fortsetzung der indischen Geschichte; es sei hier nur erwähnt, dass Wilson Mill's Urteil gegenüber die scharfen Worte „offenbare Unbilligkeit und Ungerechtigkeit“ gebraucht; wir werden später noch darauf zurückzukommen haben.

Aber abgesehen davon! Die „fortschrittlichste Schule“, der Mill in Bezug auf den Handel angehörte, war die fälschlicherweise so genannte „Smith'sche Schule“; Mill hat sein politisch-ökonomisches Bekenntnis nie geändert. Er hat den Freihandel speziell für Indien schon in seinen Angriffen auf die Kompanie in den in der „Edinburgh Review“ erschienenen Aufsätzen vertreten; er hat den Freihandel ohne irgendwelche Vorbehalte in dem Büchlein „Commerce Defended“ aus dem Jahre 1807 — also vor dem Erscheinen der „History“ — und ganz ebenso in den „Elements of political Economy“ aus dem Jahre 1821 verfochten, also nachdem er schon lange seine Geschichte vollendet hatte und schon zwei Jahre bei der Ostindischen angestellt war, über den Zustand

---

[1]) Bain, p. 348.

der Eingeborenen also schon hinreichend unterrichtet sein konnte, und er hat doch das Kompanie-Monopol verteidigen geholfen. Mill mag ein getreuer Beamter der Kompanie gewesen sein, ein konsequenter Politiker war er nicht! Wir können uns daher Bain's Ansicht nicht anschliessen, dass es „ein wenig sonderbar erscheine“, sondern es ist ganz absonderlich, dass sich der Freihändler so für die monopolistische Kompanie einsetzte.

Vielleicht könnte hier die Ansicht geltend gemacht werden, dass dieses Urteil allzusehr vom Standpunkte des Konsequenz-Fanatikers aus abgegeben sei. Mag sein! Von rein menschlichen Gesichtspunkten aus betrachtet, stellt sich die Sache ein wenig milder dar, denn es ist leicht zu erkennen, dass sich Mill in einer Zwangslage befand. Hätte er nicht getreulich die Interessen der Kompanie vertreten, so hätte es ihn vielleicht seine Stelle kosten können. Was hätte aber der nun 57jährige Mann, Vater von neun Kindern, in einem solchen Falle tun sollen?

Nicht nur mündlich trat Mill in dieser Zeit für die Kompanie ein, auch der umfangreiche schriftliche Verkehr zwischen dem Direktorium und der Regierung ging durch seine Hände.

Diese Zeit des Kampfes um das Privilegium der ostindischen Kompanie waren wohl Mill's geschäftigste Jahre während seiner ganzen Dienstzeit in Leadenhalstreet. Die ihm zugewiesene Arbeitsmenge nahm nun ab, nachdem der Angriff noch einmal abgeschlagen worden war, aber auch seine Arbeitskraft. Noch immer bekundete er ein eifriges Interesse an den politischen Tagesfragen, beschäftigte sich mit juristischen Streitfragen und religiösen Problemen und schrieb mehrere Artikel über diese Gegenstände. Sein letztes Werk ist ein in der „London Review“ im Januar 1836 erschienener Artikel „Whether Political Economy is useful?“.

Im Laufe des Jahres 1836 nahmen Mill's Kräfte zusehends ab. Er starb am 23. Juni 1836.

Das Rüstzeug des „Historikers“ Mill.

Bei einer Untersuchung, wie es die vorliegende ist, erscheint es nicht nur interessant, sondern auch für das Verständnis äusserst förderlich, festzustellen, wie sich der Autor zur Bewältigung der vorgesetzten Arbeit vorbereitet hat.

Im vorliegenden Falle sind es drei Quellen, die uns über Mill's Vorbereitung zum Berufe eines Historikers Aufschluss zu geben vermögen:

1. Die „College-books“ der Universität Edinburgh und die Bibliotheks-Register der theologischen und der Universitätsbibliothek.

2. Mill's „Commonplace-book“ (gegenwärtig in der Londoner Bibliothek), vier Bände, in welches er für ihn interessante Stellen aus allerhand gelesenen Büchern eintrug.

3. Die Vorrede, die er seiner „History of British India“ vorausgeschickt hat, und die „History“ selbst.

In den „College-books“ der Universität ist er als Hörer für Latein, Griechisch (für beide die Oberstufe), Naturwissenschaften, Theologie, Kirchengeschichte und Hebräisch eingetragen. Aus einem Briefe geht hervor, dass er auch Vorlesungen über Moralphilosophie hörte, die ja für seinen kirchlichen Beruf notwendig und auch vorgeschrieben waren[1]. Wir finden also nur ein einziges historisches Kolleg in seiner ganzen Studienzeit von 1790 bis 1797.

Von grösserer Bedeutung sind die Bibliotheksregister der theologischen und der Universitätsbibliothek in Edinburgh. Auch hier finden wir, dass die Lektüre Mill's auf historischem Gebiete sehr eng umgrenzt war[2]. Wir finden unter den Entlehnungen aus der ersteren Büchersammlung: Ferguson's „History of Civil Society“ und „History of Man“ als die zwei einzigen historischen Werke; aus der letzteren hat er fast ausschliesslich philosophische Werke benützt[3]. Es ist uns allerdings unbekannt, ob Mill allein aus diesen beiden Bibliotheken Bücher entlehnte, oder ob er auch

---

[1]) Bain, p. 13 ff. [2]) Bain, p. 18 ff. [3]) Bain, App. A.

zu anderen öffentlichen oder privaten Büchersammlungen Zutritt hatte und sich hier Lesestoff holte. Wahrscheinlich erscheint wohl das letztere, doch sind wir diesbezüglich einzig und allein auf Vermutungen angewiesen.

Eines dürfen wir schliesslich aber wohl als gewiss annehmen, nämlich, dass Mill als gründlicher Kenner der lateinischen und griechischen Sprache[1]) die historischen Werke der alten Griechen und Römer studiert hat. Den Beweis für diese Behauptung liefert uns sein „Commonplace-book", in welchem sich Stellen aus Thukidides, Xenophon, Herodot, Plutarch, Tacitus und, obwohl selten, aus Livius finden. Das „Commonplace-book" gibt ferner eine Menge von Stellen aus modernen historischen Schriftstellern wieder, hauptsächlich Engländern und Franzosen, so Burke, Burnet, Ferguson, Hume, Gibbon, Robertson und Voltaire, Montesquieu, u. s. w.

Jedoch die wichtigste Fundgrube hinsichtlich seiner Qualifikation zu historischer Arbeit ist für uns die Vorrede zu seinem grossen Werke und dieses Werk selbst.

Die Vorrede zur sechsbändigen „Geschichte von britisch Indien" umfasst nicht weniger als nahezu einundzwanzig Seiten; man könnte eine eigene Broschüre aus diesem umfangreichen, mit zahlreichen Anmerkungen ausgestatteten Text machen. Für Mill's Schreibweise ist sie charakteristisch. Sie ist eine Entstehungsgeschichte seines Werkes nebst einer Kritik und gleichzeitigen Gegenkritik, in welcher sich der Verfasser als Meister in der geschickten Handhabung von — allerdings nicht immer richtigen — Argumenten erweist. Es ist hier nicht der Ort, um uns Punkt für Punkt mit dem Autor auseinanderzusetzen; dies geschieht in einem anderen Abschnitt. Wir wollen hier nur untersuchen, über welches Rüstzeug Mill nach seinen eigenen Angaben verfügte, als er an diese Arbeit ging.

Zwei grosser Gebrechen ist sich Mill bewusst, und, indem er diese in seiner Vorrede anerkennt und feststellt, unternimmt er es gleichzeitig, zu beweisen, dass dieselben dem Werke gar nicht oder doch nur unbedeutend geschadet hätten, ja sogar, dass sie

---

[1]) Bain, App. E. „Griechisch, Lateinisch und Französisch; jede von diesen Sprachen beherrschte er mit vollkommener Leichtigkeit".

ihn zu diesem Werke eher befähigten, denn seiner Fähigkeit Abbruch taten. Es sind dies:

1. Sein Mangel an jeglicher persönlicher Kenntnis von Land und Leuten.

2. Seine nur „schwachen und elementaren“ (slight and elementary) Kenntnisse der Sprachen des Ostens.

Der Fortsetzer der „History of British India“, M. Horace Hayman Wilson hat der von ihm bis zum Jahre 1835 fortgeführten, im Jahre 1858 erschienenen fünften Auflage ebenfalls ein Vorwort vorangeschickt, in dem er Mill's Beweisführung mit Bezug auf die geringe Bedeutung dieser Mängel scharf widerlegt.

Mill führt drei Momente zu seinen Gunsten an, die wir hier folgen lassen und gleichzeitig zu widerlegen versuchen wollen.

1. „Zunächst schien es mir, dass gegenwärtig (d. h. 1806) eine genügende Menge von Nachrichten in europäischen Sprachen gesammelt war, die dem Forscher die Möglichkeit bot, sich über jeden wichtigen Punkt in der Geschichte Indiens Gewissheit zu verschaffen.“ [1])

Dazu ist zu bemerken: nicht einmal heute dürfen wir uns rühmen, eine genügende „Menge von Nachrichten“ zu besitzen, auch nicht in allen europäischen Sprachen zusammengenommen. Wie mag es da im Jahre 1806 ausgesehen haben — und Mill selbst sagt an einer anderen Stelle: „Gleichzeitig gebe ich zu, dass es mit Bezug auf manche Dinge für mich unerreichbare Dokumente gibt.“ [2]) — also vor hundert Jahren, in denen die Forscher gewiss nicht müssig waren oder an Zahl und Fähigkeit abgenommen haben. Und darüber ist sich wohl jeder, auch der anmassendste Indiologe klar, dass er noch lange nicht jedes bedeutende Moment in Indiens Geschichte aufklären und feststellen könne.

2. „Zweitens machte ich die Beobachtung, dass man gegen die Ernennung eines Präsidenten des Kontrollausschusses oder eines Generalgouverneurs, Männer, denen die ganze Regierungsgewalt in Indien anvertraut wurde, keine Einwendung erhob, weil sie nie in Indien gewesen sind und keine der dortigen Sprachen verstanden.“ [3])

---

[1]) Vorrede, p. XXI. [2]) Vorrede, p. XXXI. [3]) Vorrede, p. XXI.

Dieser Einwand betrifft die Unkenntnis von Land und Leuten, sowie die der Sprachen. Mill vergisst hier, dass ein Beamter der ostindischen Kompanie, und sei er der höchste, ganz andere Ziele und Aufgaben hatte, als die Abfassung einer Geschichte von Indien! Ein solcher Beamter hätte wohl Kenntnis von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen haben sollen, da es ja seine Aufgabe war, sie zu regieren; aber das Regieren war ja in der Tat Nebensache! Hauptsache war die Dividende der Aktionäre und von diesem Gesichtspunkt aus wurden die Beamten beurteilt, ehe man sie auf einen solchen Posten berief.

3. „Drittens wusste ich ganz genau, dass sehr gelungene Versuche auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung ohne Kenntnis des Landes und seiner Sprachen gemacht worden waren. Robertson z. B. hat Amerika nie gesehen; doch schrieb er Amerikas Geschichte. Er war weder in Deutschland noch in Spanien, doch schrieb er die Geschichte Karls V. Er kannte nicht einmal Deutschlands Sprache und Spanisch musste er erst lernen, weil die spanischen Dokumente nicht in eine der ihm bekannten Sprachen übersetzt waren. Tacitus schrieb seinen ausgezeichneten Bericht über die Sitten der Germanen, obgleich er nie in Deutschland gewesen ist und mit der Sprache unserer unkultivierten Vorfahren sicher nicht vertraut war." [1])

Betrachten wir zuerst das Beispiel von Robertson und seiner Geschichte von Amerika. Von der Geschichte der amerikanischen Eingeborenen wissen wir heute noch herzlich wenig. Es kann sich also nur um die Geschichte der amerikanischen Kolonien handeln. Die Kolonisten aber waren Europäer, zum grossen Teil sogar Landsleute des Verfassers, ihre Sitten, Gebräuche, Sprache u. s. w. gar nicht verschieden von denen jener Nation, welcher der Historiker selbst angehörte. Die Bekanntschaft mit dem Lande war im allgemeinen eine viel gründlichere, die Literatur über dasselbe eine viel reichere und tiefere. Auch die das Leben so stark beeinflussenden klimatischen Verhältnisse gerade jener Landesteile, deren Ansiedler in der Geschichte dieses Kontinentes die grösste Rolle spielten, sind von denen unseres Kontinentes nicht so gewaltig unterschieden.

---

[1]) Vorrede, p. XXI.

Und nun gar die Geschichte Karl V.! Robertson habe die deutsche Sprache nicht gekannt! War denn das eine so verhängnisvolle Lücke? Es dürfte wohl für den Geschichtsschreiber nicht schwer gewesen sein, das was ihm nötig schien und was er nicht in eine der ihm bekannten Sprachen übersetzt fand, übersetzen zu lassen. In anderer Lage aber befand sich Mill; denn des Indischen ist oder war nicht so bald jemand kundig, wie der Sprache des benachbarten Deutschland.

Zum Schluss Tacitus! Vor allem erwartet man von einem Historiker des neunzehnten Jahrhunderts eine andere Darstellung, als von einem des ersten Jahrhunderts nach Christus, denn auch der Historiker will historisch betrachtet werden!! Hätte sich daher Mill auf die „Sitten" der Inder beschränken wollen, so hätte er vielleicht mit mehr Recht Tacitus anführen dürfen. Aber Mill wollte eine Geschichte von Indien schreiben; dem alten Tacitus ist es aber nicht eingefallen, an so etwas heranzugehen. Und wenn Mill mit einem Werke über die „Sitten" der Inder vor die Oeffentlichkeit getreten wäre, er hätte wohl schwerlich den Posten bei der ostindischen Kompanie bekommen!

H. H. Wilson sagt diesbezüglich: „Abgesehen von den durch unvollständiges Material verursachten Mängeln enthält die „Geschichte von Britisch Indien" Ungenauigkeiten, sowohl mit Bezug auf Tatsachen, als auch mit Bezug auf Meinungen, die ihren Grund in des Verfassers unzureichender Kenntnis des Landes und Unbekanntschaft mit einer der dort herrschenden Sprachen haben. Er hat sich grosse Mühe genommen, nachzuweisen, dass diese Mängel bedeutungslos seien und dass der Umstand, dass er nie in Indien gewesen, sowie der, dass er nur über eine oberflächliche und elementare Kenntnis der Sprachen des Ostens verfüge, eher als für die übernommene Aufgabe befähigend, denn unbefähigend aufzufassen seien. Seine Argumente sind geistreich, aber sie werden nur wenige überzeugen." [1]) Wilson begnügt sich aber nicht damit, diese Mängel als Mängel darzustellen, die sich nun einmal nicht wegargumentieren lassen; er zeigt uns auch die Folgen derselben für das Werk, zunächst die des Mangels an Kenntnis von Land und Leuten, mit folgenden Worten: „Er (der

[1]) Vorrede, p. 8.

Kenner des Landes) wird in der Lage sein, auf das Genaueste die günstigen Gelegenheiten zu würdigen, die sich dem Verfasser eines Berichtes über irgend einen Teil Indiens geboten haben mögen, um authentische Nachrichten zu sammeln; er wird in der Lage sein, aus den Studien, Gewohnheiten und Neigungen des Erzählers eine Lehre zu ziehen und wird durch tägliche Erfahrung auf die vielen Umstände vorbereitet werden, durch welche die Beobachtung geleitet und Ansichten eingeflöst werden. Er wird wissen, was man glauben, wo man misstrauen, was man nicht glauben soll. Er wird befähigt sein, das reine Metall von den Schlacken zu sondern, das Wahre vom Falschen zu scheiden. In den von M. Mill — sei es im Texte oder in den Anmerkungen — aus Autoren über Indien angeführten Stellen zeigt sich immer und immer wieder ein Unvermögen zur Erfüllung dieses höchst wesentlichen Teiles der Pflichten eines sorgfältigen und kritischen Schriftstellers. Gewöhnlich legt er das grösste Gewicht auf Autoritäten, die des Vertrauens am wenigsten würdig sind, oder er führt von besseren gerade jene Stellen an, die sich am wenigsten durch Sorgfalt und Wohlüberlegtheit auszeichnen." [2])

Was Mill's Unkenntnis der Sprachen anbelangt, so sei hier nur folgende Stelle aus Wilson's Vorwort angeführt: „Vertrautheit mit Indiens Sprachen und Literatur würde M. Mill vor anderen falschen Schlüssen bewahrt haben." [3])

Abgesehen von den eben erwähnten Lücken hat Mill unmittelbar vor und während der Arbeit sein Möglichstes getan, um sich das Fehlende anzueignen. Mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit und dem ihn auszeichnenden Fleisse hat er sich mit allen ihm nur irgendwie zugänglichen Quellen und einschlägigen Literaturwerken bekannt zu machen gesucht. Die Liste der von ihm zitierten und benützten Bücher erreicht eine erstaunliche Länge und es muss unsere rückhaltlose Bewunderung erregen, dass der Verfasser diese „Bibliothek" in einem Zeitraum von zehn Jahren durchzustudieren vermochte. Hat man diese Liste vor Augen, so wird man leicht geneigt, manchen Fehler des Uebersehens, manche Ungenauigkeit zu entschuldigen, soweit man überhaupt mit einem

---

[2]) Vorrede, p. 9 und 10.
[3]) Vorrede, p. 10.

Forscher Nachsicht haben darf; denn Strenge in dieser Hinsicht ist vielleicht nirgends so gross, als in der Wissenschaft.

Aus dem Obigen ergibt sich nun wohl zur Genüge, dass trotz Fleiss, Ausdauer, Eifer und Geduld Mill's Ausrüstung zu dem grossen Werke, das er unternommen, eine ungenügende war. Wir haben zum Teil schon und werden später des Genaueren sehen, inwiefern das Werk durch die oben dargelegten Mängel beeinträchtigt wurde.

Der Plan der „Geschichte von Britisch Indien.“

Bei einem Werke von der Art, wie es Mill's „Geschichte von Britisch Indien“ ist, müssen wir uns mit dem Plane desselben vertraut machen..

Der Plan eines Werkes hängt im Wesentlichen mit dem Zwecke zusammen, den zu erreichen sich der Verfasser vorgenommen hat. Wir müssen uns also die Fragen vorlegen: Warum schrieb Mill seine „Geschichte von Britisch Indien“ und was wollte er damit erreichen?

Zunächst gibt uns Mill selbst in seiner Vorrede darüber Auskunft, wie „die Idee zur Abfassung einer „Geschichte von Britisch Indien“ zuerst in seinem Geiste entstand“. Er erzählt uns, wie er in seinem Bestreben, sich das gewünschte Mass von Kenntnissen über sein eigenes Heimatland zu verschaffen, stets auf aussergewöhnliche Schwierigkeiten gestossen sei, sobald es sich um Englands Verhältnis zu Indien handelte. Das gesammte Wissen über dieses Land und Volk sei weithin zerstreut, oft vermischt mit anderen Gegenständen, oft wirr und ungesichtet, häufig nicht ein Produkt der Beobachtung, sondern der Phantasie. Er beklagt sich, dass niemand von denen, die sich vor ihm mit Indien beschäftigt hatten, dieses Material gesammelt habe; und um sich nicht demselben Vorwurf auszusetzen, um anderen, die nach ihm denselben Weg gehen würden, die Arbeit zu erleichtern, entschloss er sich zu dem Unternehmen. [1])

Das ist Mill's Bericht. Wir sehen: Ausschliesslich ideale Beweggründe!

Ehe wir daran gehen, unserer Meinung über diesen Punkt Ausdruck zu geben, wollen wir sehen was uns Mill's Biograph, Alex. Bain, über das „Warum“ und „Wozu“ berichtet. Bain schreibt: „Wir können aus seinen ersten Briefen klar ersehen,

---

[1]) Vorrede, p. 15, 16.

dass die Abfassung von Werken bleibenden Wertes einen Teil seines Planes, von der Literatur zu leben, bildete; Bisset und andere machten mit Hilfe einträglicher Bücher sieben bis achthundert Pfund per Jahr. Doch dann muss man für die Zwischenzeit die Mittel zum Leben haben. Mill rechnete, dass er in drei oder vier Jahren eine Geschichte, wie er sie plante, vollenden könnte..." [1])

Hier haben wir nun ein durchaus materielles Motiv, und wir zögern nicht, demselben eine weit grössere Bedeutung beizumessen, als den von Mill selbst angeführten idealen Beweggründen. Aber wir gehen noch weiter.

Sehen wir einmal zu, welches die Folgen des Erscheinens des Werkes waren; vielleicht können wir ersehen, ob dieselben beabsichtigt waren oder nicht. Hören wir darüber zuerst Bain's Bericht: „Mill's Kampf um das tägliche Brot ist jetzt (1818) als beendigt zu betrachten. Die Geschichte war ein grosser und rascher Erfolg. Die erste Auflage wurde fast glatt weg verkauft und es fiel ihm ein grosser Teil des Gewinnes zu. Diese Summen, sowie die Einnahmen aus den folgenden Auflagen..." [2])

Sein Ziel, „ein einträgliches Buch", war also erreicht!

Doch das ist noch nicht alles. Es ist unzweifelhaft, dass ein Werk, das so grosse Verbreitung fand, die Aufmerksamkeit gerade jener Leute auf sich ziehen musste, die unmittelbar in Indien Interessen hatten, nämlich der Männer der ostindischen Kompanie. Zweierlei mussten die „East India Merchants" in dem Verfasser dieses Buches erblicken: Zunächst einen Mann, der mit Indiens Verhältnissen besser vertraut schien, als die meisten der anderen Beamten, und dann einen unerbittlichen Kritiker, ja, einen gefährlichen Gegner ihrer Kompanie. Und diese Erkenntnis konnte den einzig und allein auf ihre Dividende bedachten Aktionären nur einen Weg weisen.

Schon früher hatte sich Mill, wie wir gelegentlich schon hervorgehoben haben, heftig gegen die Ostindische gewandt: Einmal in einem Artikel, der im April 1810, in der „Edinburgh Review" erschienen war. In diesem hatte er sich gegen das

---

[1]) Bain, p. 61.

[2]) Bain, p. 175. — Das Werk erlebte zu Lebenszeiten Mill's noch drei Auflagen.

Handelsmonopol der Kompanie ausgesprochen und dasselbe auf das Heftigste angegriffen, ferner die Sünden, welche die Handelsgesellschaft bei der Regierung des indischen Gebietes begangen hatte, bis in das Einzelne aufgedeckt. Und dann in einem zweiten in derselben Zeitschrift erschienen Artikel vom November 1812, in dem er ebenfalls das Monopol bekämpft und eine Untersuchung der indischen Angelgenheiten durch ein Parlamentskomitee verlangt. Die Direktion der ostindischen Handelskompanie schenkte diesen Artikeln keine Aufmerksamkeit; man war wohl an derartige Angriffe von vielen Seiten her gewohnt. Es ist nun bemerkenswert, dass diese beiden Artikel gerade in die Zeit der Arbeit an der „Geschichte" fallen, und zwar in das vierte und sechste Jahr der Beschäftigung Mill's mit derselben, also in eine Zeit, wo er sich sehr enttäuscht gefühlt haben muss, dass seine Kalkulation betreffs der Arbeitsmasse und infolgedessen auch der Arbeitszeit eine unrichtige war. Aber nicht einmal diese schlechte Laune rechtfertigt wohl den überscharfen Ton gegen die Ostindische. Die Vermutung ist nicht unbedingt von der Hand zu weisen, dass diese beiden Aufsätze denselben Zweck auf einem kürzeren Wege verfolgten, wie die „Geschichte" auf dem zehn oder zwölf Jahre in Anspruch nehmenden, und fraglich ist es, ob die „History of British India" schon im Jahre 1818 oder überhaupt erschienen wäre, insbesondere aber, ob sie in dieser Art der Abfassung der Oeffentlichkeit vorgelegt worden wäre, wie es tatsächlich der Fall war, hätte die Kompanie damals schon jenen Schritt getan, den sie im Jahre 1819 unternahm.

Wie dem auch sei, das Werk erschien und die ostindische Kompanie zeigte, dass sie sich auf ihren Vorteil verstand. Ungefähr um Neujahr 1818 kam die „History" auf den Büchermarkt, und schon am 22. Februar desselben Jahres schreibt Mill an seinen Freund, Dr. Thomson in Edinburgh: „...Es schickt sich noch, des Umstandes zu gedenken (obwohl die Sache gegenwärtig noch ein strenges Geheimnis ist), dass ich unter den Direktoren der Ostindischen einige Freunde habe, welche mir sehr geneigt sind und deren Meinung im East India House sehr viel bedeutet. Sie halten einen Erfolg für sehr wahrscheinlich..." [1])

[1]) Bain, p. 167.

Und der Biograph Bain berichtet: „In den ersten Monaten desselben Jahres (1819) begann das Werben um die Anstellung im India-Hause." [1])

Von diesen „Freunden" unter den Direktoren findet sich in der bisherigen Korrespondenz Mill's keine Erwähnung und auch der Biograph kennt sie nicht. Plötzlich tauchen sie auf und sie erproben sich wirklich als „gute Freunde".

Wie das „Werben" betrieben wurde, zeigt uns eine Stelle aus dem Briefe Mill's vom Anfang April 1819 an den schon mehrfach genannten Dr. Thomson; Mill schreibt ihm:

„Ich will nun eine Sache erwähnen, die im Gange ist, und in welcher Sie mir durch ihre Teilnahme einen grossen Dienst erweisen könnten. Im India-Haus soll, wie man mir sagt, ein Platz von 700 £ per Jahr mit Amtsstunden von 10—4 frei werden. Es ist M. Halhead's Stelle im Kontrollbureau. Man legte mir nahe, mich darum zu bewerben. Meine Zuschrift wurde dem Direktorium vorgelegt, und ich denke ich habe gute Aussichten auf Erfolg. Mehrere der Direktoren sind meine erklärten Freunde und bei anderen wurde manches gute Wort von grossem Gewichte für mich eingelegt. Auch der Ruf meines Buches ist, wie man mir sagt, eine gute Empfehlung. Unzweifelhaft können Sie viel bei Thornhill ausrichten und ich möchte Sie bitten, sowohl an ihn als auch an Oberst Beaufort zu schreiben und zwar mit so nachdrücklichen Worten, als es Ihnen nur Ihr Gewissen gestattet. M. Thornhill mag nicht nur seine eigene Stimme haben, sondern er könnte auch andere beeinflussen. Die Sache ist wichtiger, als es scheint; sie kann zu mehr führen. Meine Freunde in der Direktion haben mir (entre nous) gesagt: Nehmen Sie am Anfang an, was da kommt, wenn es auch noch so gering ist. Wenn sie einmal drin sind, werden wir sie schon vorwärts bringen können. — Da die Sache bald entschieden werden wird, können Sie Ihre Zuschrift nicht früh genug absenden . . . ." [2])

Dieses Schreiben zeigt uns genug. Mill setzte ausserdem alle seine angesehenen und einflussreichen Freunde und Bekannten in Bewegung, so Hume und Ricardo, und am 12. Mai 1819 waren die Bemühungen von Erfolg gekrönt.

---

[1]) Bain, p. 183. [2]) Bain, p. 184, 185.

Wir haben uns etwas länger bei der Besetzung der Vakanz im „East India House“ aufgehalten, aus dem Grunde, weil wir zeigen wollten, dass sich nicht nur die Kompanie bemühte, Mill zu gewinnen, sondern dass auch Mill seinerseits alle Hebel in Bewegung setzte, um hineinzukommen. Und warum? Zweifelsohne war es der Wunsch nach einem festen Einkommen in seinem und seiner Familie Interesse. Sofort entsteht aber eine zweite Frage: Warum ist denn dieser Gedanke Mill erst jetzt, 13 oder 14 Jahre nach seiner Vermählung gekommen? Warum hat er nicht gleich im Jahre 1802, als er nach London gekommen war, oder 1805, als er seine Frau heimführte, nach einem Plätzchen in dem grossen Hause in Leadenhallstreet Umschau gehalten?

Wir wollen im Folgenden versuchen, diese Frage zu lösen, gestützt auf einige wenige Anhaltspunkte, die uns gegeben sind. Vor allem ist es gar nicht unmöglich, dass Mill schon lange vor dem Jahre 1819 an die Erlangung einer Stellung bei der Kompanie gedacht hat. Doch war vielleicht einerseits dieser Gedanke durch seine Absicht, von der Feder zu leben, zurückgedrängt worden, anderseits aber dürfte es ebenso, wie es heute keineswegs leicht ist, in einem Unternehmen von dem Ansehen und der Grösse der Ostindischen unterzukommen, auch damals mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein, zumal doch die Protektion damals noch eine grössere Rolle gespielt haben mag, denn heutigen Tages. So war Mill genötigt, sich zuerst seine Protégés zu suchen, resp. zu schaffen. Ob das nun fördernde Freunde oder fürchtende Feinde oder beide zusammen waren, darauf kommt es nicht an. Ein Keil, der ihm den Eintritt in die fest geschlossenen Reihen der Beamtenschaft der Ostindischen eröffnen sollte, war die „Geschichte von Britisch Indien“.

Es soll damit keineswegs gesagt sein, dass dies einzig und allein der Zweck des Werkes und die Veranlassung zur Abfassung desselben gewesen sei. Aber es muss doch diesem unzweifelhaft vorhandenen Motive auch der gebührende Platz eingeräumt werden. Der Gedanke, ein „einträgliches Buch“ zu schreiben, — der nach Bain von allem Anfang an in Mill lebte, der aber erst nach dem Eingehen von „St. Jame's Chronicle“ im Jahre 1806 und dem damit verbundenen Ausfall in Mill's Budget immer häufiger und energischer wiederkehrte, bis er schliesslich

schon in demselben Jahre zur Ausführung gebracht wurde, — dieser Gedanke mag sogar der primäre, das stärkere Motiv gewesen sein; jedenfalls musste diese zunächst ganz allgemeine Idee irgend einen speziellen Inhalt bekommen, Mill musste sich die Frage vorlegen: Welcher Stoff ist denn für dieses „einträgliche Buch" der am meisten zeitgemässe?

Wir kommen nun zu der Frage: Warum gerade ein historisches Werk? Es ist uns schon aus einem früheren Abschnitte bekannt, dass sich Mill bis zum Jahre 1806 verhältnismässig nur wenig mit Geschichte beschäftigt hat. Warum verfiel er nun gerade auf ein historisches Thema? Und warum gerade Indiens Geschichte?

Wenn wir in der Fortsetzung von Mill's Werk[1]) über die Ereignisse des Jahres 1806 nachlesen, so finden wir, dass sich das Parlament damals viel mit der ostindischen Kompanie zu beschäftigen hatte. Die Direktoren weigerten sich, einen von der Regierung vorgeschlagenen Generalgouverneur nach Indien zu schicken, und das Ministerium antwortete auf diese Weigerung, indem es durch ein vom König selbst unterzeichnetes Schreiben den vom Direktorium eingesetzten Generalgouverneur abberief. Sofort brachten die Direktoren der Kompanie, deren einige im Parlamente sassen, die Sache daselbst zur Sprache. Nun wissen wir aber, dass sich Mill, sozusagen vom ersten Tage seines Aufenthaltes in London an für alle Vorgänge in Westminster sehr interessierte. Um den Verhandlungen mit Verständnis folgen zu können, war ihm einige Kenntnis der Sache nötig, und so haben wir nun die Verbindung zwischen den Ereignissen und den die Vorrede seines Werkes einleitenden Sätzen hergestellt.

Das also ist das Motiv, welches Mill gerade auf Indien führte.

Nochmals wollen wir hier wiederholen, dass wir für keines der drei Motive die Ausschliesslichkeit in Anspruch nehmen, dass unserer Ansicht nach alle drei dazu beigetragen haben, Mill zum Verfasser einer „Geschichte von Britisch Indien" zu machen. Um zusammenzufassen, seien hier die Beweggründe noch einmal aufgeführt:

1. Der Wunsch, ein einträgliches Buch zu schreiben;

2. Der Wunsch, sich und anderen Klarheit über Indiens Zustände zu verschaffen;

---

[1]) Fünfte Auflage von H. H. Wilson, Band VIII, Buch I, Kap. III.

3. Der Wunsch, einen Platz in der ostindischen Kompanie zu erhalten.

Bezüglich des dritten dieser Motive haben wir nur zwei Anhaltspunkte, nämlich einerseits die Folgen, die das Erscheinen des Werkes nach sich zog und die wir schon beleuchtet haben, — und von denen wir allerdings nur vermuten können, dass sie wohl nicht unverhoffte waren, — und anderseits das Geschichtswerk selbst. Indem wir versuchen wollen, den Plan desselben aus dem Zwecke, den es erreichen sollte, zu erklären, ist dieser Plan selbst wieder die stärkste Stütze der Ansicht, dass jene Zwecke von vornherein beabsichtigt waren.

Mill's Werk, das die Geschichte Indiens bis zum Jahre 1805 fortführt, ist in sechs Bücher eingeteilt[1]). Von diesen ist das erste Buch eine Geschichte der ostindischen Handelskompanie bis zum Jahre 1807. Das zweite Buch handelt von den Hindu, ihrer Geschichte bis zum Einfall der Mohamedaner, ihrer Kasteneinteilung, Verfassung, Gesetzen, Steuern, Religion, Sitten, Künsten und Literatur. Das dritte Buch führt dann die Geschichte Indiens unter der mohamedanischen Herrschaft weiter bis zum Jahre 1760. Die folgenden drei Bücher enthalten die Geschichte der ostindischen Kompanie von 1708 bis 1805.

Es sind also eigentlich zwei Geschichtswerke: Eine Geschichte der ostindischen Kompanie und eine Geschichte Indiens. Mit der ersteren beginnt das Werk, setzt ungefähr mit dem Jahre 1527 ein, und holt erst im zweiten Buche die eigentliche Geschichte Indiens nach. Ist es nun, methodologisch betrachtet, richtig und gerechtfertigt, dass Mill die Geschichte Indiens zur Zeit der Herrschaft der Hindu und der Mohamedaner zwischen den ersten und zweiten Teil der Geschichte der ostindischen Kompanie hineinschiebt?

---

[1]) Sonderbarerweise bleibt Bain bei einem „third book" stehen, dessen Inhalt er mit folgenden Worten wiedergibt: „Das dritte Buch enthält die Darstellung der Ereignisse der 89 Jahre von 1707 bis 1805 — die kritische Periode der Konsolidierung der ostindischen Kompanie. Es war das Jahrhundert, das die Ausdehnung ihrer Herrschaft durch alle Arten von Zufällen und Kunstgriffen sah; in dessen Rahmen die Verwaltungen von Clive und Hastings und Wellingtons erster militärischer Ruhm fallen." Nun zeigt uns aber schon der Titel dieses Buches, „The Mohamedans", dass sein Inhalt ein ganz anderer ist. Das, was uns Bain als Inhalt des dritten Buches angibt, findet sich in den Büchern 4, 5 und 6. — Vergl. Bain, p. 177.

Ganz entschieden nicht! Denn die Darstellung der Entwicklung der East India Company erleidet hierdurch eine Unterbrechung, eine Zerreissung. Liesse man die Bücher 2 und 3 aus dem Gesamtwerke fort, so könnte man mit vollster Berechtigung den Titel des Buches in „Geschichte der ostindischen Kompanie“ ändern. Würde man die genannten Bücher 2 und 3 gesondert erscheinen lassen, so wäre ihnen der Titel zu geben: „Geschichte Indiens bis zum Ende der Moguldynastie im Jahre 1760“. Es sind zwei gänzlich verschiedene Geschichtswerke hier ineinandergesteckt, und jeder Leser wird bei der Lektüre des Werkes die Empfindung haben, dass er sich nicht mit einem Gegenstande beschäftigt, sondern seine Aufmerksamkeit zweien zuwenden müsse.

Mill hat nun sicherlich nicht ohne Absicht das Buch über das Entstehen der ostindischen Kompanie an die Spitze gesetzt. Von vornherein lenkte er des Lesers Aufmerksamkeit auf diese Handelsgesellschaft und behandelte von vornherein dieselbe und alles, was mit ihr in Zusammenhang steht, in einer Weise, dass ihm selbst sein Fortsetzer, der ihm gewiss ein milder Kritiker ist, an einer Stelle folgenden Vorwurf macht: „In dieser kurzen Bemerkung über ein ob kühlen und entschlossenen Mutes höchst bemerkenswertes Verhalten widerfährt den Angestellten der Kompanie wenig Gerechtigkeit.“ [1]) Und solcher Stellen gibt es noch viel mehr!

Der unparteiische Leser muss bei der Lektüre den Eindruck gewinnen, dass der Verfasser ein prinzipieller — das war ja wirklich der Fall! — und erbitterter Gegner der monopolistischen Kompanie ist. Unsere Kenntnis geht weiter! Wir wissen zwar, dass Mill ein prinzipieller Gegner des Monopols bis zu seinem Ende blieb, aber wir wissen auch, dass er mit dem Jahre 1819 aufhörte, ein offener Gegner und Bekämpfer der Kompanie zu sein.

Wenn wir auch keinen Beleg im strengen Sinne des Wortes dafür haben, so finden sich in den vorstehenden Ausführungen Anhaltspunkte genug, um die Behauptung zu rechtfertigen: Mill schloss mit der Ostindischen schweigend folgenden Vertrag: Gib mir zu leben und ich lasse dich unbehelligt.

---

[1]) History, Bd. I, p. 68, Anm. 1.

Die Methode.[1])

„Wissenschaftliche Methode ist das Verfahren aus dem Stoffe einer Wissenschaft die derselben eigentümlichen Erkenntnisresultate zu gewinnen.“

Das sind die Worte, mit denen Bernheim das Kapitel „Methodologie“ in seinem „Lehrbuch der historischen Methode und Geschichtsphilosophie“ einleitet.

Sehen wir zu, welche Erkenntnisresultate Mill zu gewinnen gewusst hat und welches Verfahren er dabei anwandte.

Schon früher — gelegentlich der Besprechung des Planes — haben wir auf die Veranlassungen zur Abfassung der „Geschichte von Britisch Indien“ aufmerksam gemacht und gezeigt, dass wir es mit zwei ineinandergeschobenen Geschichtswerken zu tun haben. Nachzutragen wäre hier, dass die Bücher 2 und 3 die eigentliche Geschichte von Indien bilden; alles andere ist für eine indische Geschichte nur zum Teil unerlässlich. Es soll damit nicht gesagt sein, dass Mill die ostindische Kompanie nicht hätte erwähnen sollen; das sollte und musste geschehen, denn das Auftreten der Kompanie war für Land und Volk von weitgehendster Bedeutung. Aber der Fehler liegt in der schlechten „Komposition der historischen Darstellung“. Die ostindische Kompanie kommt für die Geschichte Indiens nur soweit in Betracht, als sie in das Geschick Indiens und der Inder eingriff. Bernheim sagt: „Vom Gesichtspunkt des Themas aus muss sich der Darsteller mit unablässiger Kontrolle gegenwärtig halten, welche Tatsachen für den Zusammenhang der betreffenden Entwicklung die wichtigsten sind, um dieselben in verhältnismässiger Ausführlichkeit vorzuführen, er muss die weniger wichtigen nebensächlich, in starker

---

[1]) Es mag angemessen sein, hier ausdrücklich zu bemerken, dass von den vielen Beispielen methodischer Fehler, die sich in Mill's Werke finden, nur immer eine kleine Auswahl angeführt wird. Es könnte sonst leicht der Vorwurf erhoben werden, dass man ja nach einem oder zwei Fehlern nicht urteilen könne.

Verdichtung wiedergeben, vieles Interessante nur kurz berühren, so verlockend es sein mag, ausführlicher dabei zu verweilen.“ [1]).

Und weiter heisst es: „... Bei einer schlechten Komposition führt die mangelhafte und ungleich gehandhabte Verdichtung uns so ins Detail der Nebensachen, dass wir den Faden des Zusammenhanges darüber verlieren, und lassen das Wichtige so wenig hervortreten, dass wir es nicht in seiner Bedeutung für den Zusammenhang erkennen.“ [2])

Die ostindische Kompanie ist nun unbestreitbar in der Geschichte Indiens ein Detail, ein Element, das erst im Laufe der Zeit sich in die indische Geschichte eingedrängt hat und in diese Geschichte zwar mächtig eingriff, ohne aber — wenigstens in der in Mill's Werke behandelten Zeit — zum Träger dieser Geschichte zu werden. An Umfang nun übertrifft die Behandlung dieses Details den Hauptgegenstand um vieles, und jeder Leser wird nach beendetem Studium das Werk aus der Hand legen mit einer guten Kenntnis der Kompanie, aber mit einer nur schwanken Vorstellung von Indiens Land und Volk, von seiner Entwicklung, sei diese nun positiv oder negativ.

Die Disposition in der „Geschichte von Britisch Indien“ ist auch nicht sonder Tadel. Mill beginnt sein Werk mit der Schilderung der historischen Begebenheiten innerhalb der ostindischen Handelskompanie bis zum Jahre 1707, und holt erst dann die Jahrtausende lange, bei weitem reichere Geschichte der Inder nach. Er fängt mit dem Detail an und lässt die Hauptsache folgen, d. h. für Mill ist ja Indiens Geschichte die Nebensache und die East India Company die Hauptsache.

Gehen wir zur Quellenkunde über, „welche die Sammlung und Kenntnisnahme des Stoffes begreift.“ Wir haben den hierher gehörigen Erörterungen schon in dem Kapitel „Des Rüstzeug des Historikers Mill“ vorgegriffen. Wir haben gesehen, wie Mill zum Teil nicht in der Lage war, alle vorhandenen Quellen zu benutzen, weil er der Sprachen nicht kundig war, teils, weil gewisses Quellenmaterial ihm nicht zugänglich war. Wohl wirft ihm H. H. Wilson an manchen Stellen ein Uebersehen vor, so z. B.: „Die näheren Umstände dieses Falles sind so bemerkenswert, dass es

---

[1]) Bernheim, a. a. O., p. 724. [2]) Bernheim. p. 725.

ziemlich sonderbar ist, dass der Verfasser nichts von ihnen gehört haben sollte und es unterliess, einem eingehenden Bericht nachzuforschen." [1]) Es darf aber Mill das Lob nicht vorenthalten werden, dass er viel des Erreichbaren zusammentrug; mit Recht sagt er in seinem Vorworte: „Die Bücher, in denen ich mehr oder weniger Nachrichten mit Bezug auf Indien zu finden hoffen durfte, waren zahlreich genug, um eine Bibliothek zu bilden ..." [2]) Und die Zeit, die er zur Durchforschung dieses gewaltigen Materials verwenden musste, war kurz genug bemessen, — musste kurz bemessen sein, denn es handelte sich um ein „paying book"! — ja sogar zu kurz, um immer das Richtige aus den Quellen herauszufinden.

Dies führt uns zur Quellenkritik.

Was zunächst die äussere Kritik anbelangt, so kommt sie in dem Werke Mill's nur soweit in Betracht, als es sich um Quellen betreffend die ostindische Handelskompanie handelt; die Quellen bezüglich der indischen Geschichte fallen hier ausser Betracht, da Mill wegen der Sprachunkenntnis nur aus zweiter Hand schöpfen konnte. Diese auf die East India Company bezüglichen Quellen waren nun verhältnimässig leicht zugänglich und es bedurfte bei ihnen nicht einer so grossen kritischen Vorsicht, da ja doch im Allgemeinen kein Grund vorlag, an ihrer Echtheit zu zweifeln.

Anders verhält es sich mit der innern Kritik. H. H. Wilson macht Mill wiederholt diesbezügliche Vorwürfe in Fussnoten, so z. B.: „M. Mill vergisst hier die Warnung, die er ein paar Seiten früher mit Bezug auf das Zeugnis von Kapitän Hamilton empfahl." [3]) Diese „Warnung" lautet: „Sein (Hamilton's) Zeugnis ist mit einiger Vorsicht aufzunehmen."

An einer anderen Stelle sagt Wilson über zwei von Mill angeführte Autoritäten: „M. Waring ist keine Autorität, und Wilford hatte sich ganz und gar in einem selbstgeschaffenen Labyrinth verirrt." [4])

Des Weiteren lässt sich der Verfasser der „History of British India" Unrichtigkeiten zu schulden kommen. So bemerkt Wilson an einem Orte: „Das ist keinenfalls genau dargestellt." [5]) Im zweiten Kapitel des dritten Buches schreibt Mill: „Die süd-

---

[1]) Hist., Bd. VI, p. 216, Anm. 2. [2]) Vorrede, p. XVI.
[3]) Hist., Bd. I, p. 91, Anm. 1. [4]) Hist., Bd. I, p. 117, Anm. 1.
[5]) Hist., Bd. II, p. 166, Anm. 1.

östlich von Delhi gelegenen Hügel wurden von Hindu bewohnt." Dazu setzt Wilson die Anmerkung: „Sie (die Hindu) waren nicht die Bewohner dieser Hügel . . ." [1])

Eine Stelle ist für uns besonders interessant, weil hier eine Unrichtigkeit in einem Konflikt zwischen den „ewigen und unveränderlichen Gesetzen der politischen Oekonomie" einerseits und den geschichtlichen Tatsachen anderseits ihren Grund hat. Wilson schreibt dazu in der Anmerkung: „Diese Angaben (dass „der Handel Indiens hauptsächlich Tauschhandel war, wie in den unkultiviertesten Weltteilen") weichen alle von den Tatsachen ab, aber die Tatsachen müssen der „politisch-ökonomischen Wissenschaft" den Weg freigeben." [2])

Sehr zahlreich sind die Stellen, an denen Mill von seinem Fortsetzer der Ungenauigkeit und des Irrtums geziehen wird. Mill sagt im zweiten Kapitel des zweiten Buches: „Und eine Vermischung der Klassen durch Eheschliessung wird durch die strengsten Gesetze verboten." [3]) Mill bezieht sich hier auf die 13. Stanze in Manu's drittem Buche, hat aber ganz übersehen, dass schon gemäss den folgenden Stanzen 14 bis 17, derartige Fälle, wo aus der Kaste herausgeheiratet wurde, als vorkommend bezeichnet werden. Aus anderen Stellen geht nach Wilson ebendasselbe hervor. Es scheint, dass es wohl für den Mann einer niederen Kaste unmöglich war, ein Weib aus einer höheren heimzuführen, keineswegs aber war es unmöglich, eine Frau niederen Standes zu ehelichen; selbst eine Sudra konnte eines Brahminen Weib werden, ohne dass letzterer irgend einer Strafe verfiel; wehe aber, wenn ein Sudra eine Frau der höheren Kasten zu seinem Weibe machte. Wilson bezeichnet die diesbezüglichen Angaben von Mill in seiner nachsichtigen Art als „not correct". [4])

Wir verweisen noch auf die Stelle im ersten Kapitel des sechsten Buches, wo Mill dem Minister Pitt den Vorwurf der Inkonsequenz, des Widerspruches macht, wozu Wilson bemerkt: „Das ist nicht ganz richtig dargestellt." [5])

Es ist ausdrücklich festzustellen, dass Wilson stets dann, wenn eine ungenaue oder irrtümliche Angabe Mill's erst durch

---

[1]) Hist., Bd. II, p. 193.
[2]) Hist., Bd. II, p. 145, Anm. 1.
[3]) Hist., Bd. II, p. 138, Anm. 1.
[4]) Hist., Bd. II, p. 145, Anm. 1.
[5]) Hist., Bd. VI, p. 58, Anm. 2.

spätere Forschung richtig gestellt wurde, dies ausdrücklich bemerkt, so im ersten Kapitel des zweiten Buches, wo Mill eine Lücke in der Geschichte der Hindu feststellt: „Wir hören von den Hindu und ihren Taten nichts mehr bis zur Zeit der Eroberung durch die Mohamedaner.“ Dazu setzt Wilson eine Note, die mit den Worten beginnt: „Seit der Herausgabe des Textes wurden viele historische Nachrichten aus verschiedenen Quellen gewonnen, so dass diese Behauptung hierdurch ungenau gemacht wurde.“ [1])

Wilson hat wohl den von Mill erhobenen Vorwurf der Inkonsequenz von Pitt genommen, denselben aber Mill selbst nicht ersparen können. Er sagt an einer Stelle: „Wie verträgt sich das mit dem vorherigen Argument zugunsten der prompten Entscheidung auf Grund dessen, dass man damals leicht den Beweis erbringen konnte?“ [2]) Und etwas strenger bemerkt er: „Nach einer Beschreibung der damals herrschenden Meinungsverschiedenheiten geht es wohl nicht gut an zu behaupten, dass die Verhältnisse nach dem Tode von Lord Cornwallis leicht zu ordnen waren.“ [3])

Noch eine Gruppe von Sünden sei hier erwähnt, nämlich Undeutlichkeiten. Als Belege mögen folgende Sätze Wilsons gelten: „Obwohl die im Texte dargelegte Ansicht von der Stellung des Brahmanen in der indischen Gesellschaft sich auf authentische Texte gründet, so ist sie doch im Ganzen geeignet, einen falschen Eindruck hervorzurufen. Die Brahmanen sind nicht Priester im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch haben sie, als Brahmanen allein, solch einen Einfluss auf die Gesellschaft, wie er ihnen hier zugeschrieben wird...“ [4])

Wir kommen nun zu der weitreichenden Frage der Auffassung und wollen untersuchen, inwieweit Mill den Anforderungen, die in dieser Hinsicht an den Historiker gestellt werden müssen, gerecht zu werden vermochte.

„Unter der Bezeichnung „Auffassung“ begreifen wir die zweite Hauptaufgabe der Methodik, den Zusammenhang der Tatsachen zu erkennen.“ [5])

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 113, Anm. 2. [2]) Hist., Bd. V, p. 173, Anm. 1.
[3]) Hist., Bd. VI, p. 461, Anm. 1. [4]) Hist., Bd. I, p. 133, Anm. 1.
[5]) Bernheim, p. 522.

Zu den Mitteln, die zu einer richtigen Auffassung führen, gehört die „vergleichende Betrachtung gleicher oder ähnlicher Vorgänge in verschiedenen Tatsachenreihen.“ [1]) Nur zu leicht kommt der Historiker, der diese Mittel ausser Acht lässt, zu falschen Schlüssen, — ein Schicksal, dem auch Mill nicht entgangen ist.

Zum Beweis hierfür folgendes Beispiel: Mill malt die Lage der Sudrakaste — der dienenden Kaste der Inder — in ganz ungemein düsteren Farben; dazu bemerkt Wilson: „Im Folgenden hat M. Mill die extremsten Texte zusammengestellt und alle günstig und milde lautenden Stellen überschlagen.“ [2]) Daraus geht hervor, dass unser Historiker die Schilderung der Lage der Sudra in verschiedenen Zusammenhängen, d. h. in verschiedenen Tatsachenreihen miteinander zu vergleichen unterlassen hat. Es ist nicht ersichtlich, ob Mill diese „günstig und milde lautenden Stellen“ absichtlich oder unabsichtlich übersehen hat. Wir werden später hören, dass Mill eine an Verachtung grenzende Abneigung gegen die Hindu und ihre Institutionen an den Tag legte, und es ist naheliegend, dass es in das Bild, das er von Indiens Kultur entwarf, ganz gut hineinpasste, wenn es da eine Klasse gab, die „ein Gegenstand der Verachtung, ja des Abscheues für die anderen Klassen“ war. [3])

Liegt in der Ausserachtlassung dieser Forschungsmethode eine Quelle grosser Gefahr für den Historiker, so ist eine andere nicht minder verhängnisvolle Fehlerquelle in dem Historiker selbst gelegen, nämlich seine Phantasie. So unentbehrlich dem Historiker die Phantasie ist, um sich „auf Grund eines ausführlichen Berichtes oder auf Grund eigener Wahrnehmung einen geschichtlichen Hergang“ vorzustellen [4]), so verhängnisvoll kann sie für ihn werden, wenn sie den festen Boden gegebener Daten verlässt.

Ein solches „Durchgehen der Phantasie“ gehört bei Mill nicht zu den Seltenheiten, und Wilson verfällt gegen seine Gewohnheit in einen scharfen Ton, wenn er dies rügt, so z. B.: „Alles das ist Einbildung; es gibt keine solche Gesetzgebung, es gibt keine solchen Angaben in der Hindutradition.“ [5])

---

[1]) Bernheim, p. 565.
[2]) Hist., Bd. I, p. 135, Anm. 2.
[3]) Hist., Bd. I, p. 135.
[4]) Bernheim, a. a. O., p. 583.
[5]) Hist., Bd. I, p. 125, Anm. 1.

Diesem Fehler ist ein Historiker umso eher ausgesetzt, wenn er mit einer vorgefassten Meinung an die Bearbeitung und Darstellung seines Materials herangeht. Bei Mill ist nun eine Voreingenommenheit nach zwei Richtungen hin festzustellen, — eine Voreingenommenheit, die seinem Werke wohl am meisten Abbruch tut [1]) — und zwar:

a) Eine Voreingenommenheit gegen die ostindische Kompanie;

b) eine Voreingenommenheit gegen die Inder.

ad a) Wir haben in dem Kapitel „Plan der Geschichte von Britisch Indien" darzutun versucht, mit welcher Absicht Mill an die Abfassung seines Werkes ging, und wir brauchen hier nur auf die dortigen Ausführungen zu verweisen, um unsere Behauptung, dass Mill's Ansicht über die East India Company, ihr Tun und ihre Bedeutung von vornherein feststand, zu bekräftigen. Ergänzend sei hier noch erwähnt, dass Mill's national-ökonomische Ansichten ihn zu einem absoluten Gegner der monopolistischen Gesellschaft machten, und da es nicht bekannt ist, dass Mill jemals den Lehren seiner ökonomischen Schule in irgend einem wesentlichen Punkte untreu war, so erscheint es uns um so leichter verständlich, dass ihn seine Ueberzeugung von der Ueberflüssigkeit und Schädlichkeit der ostindischen Kompanie auch damals nicht verlassen hat, als er seine „Geschichte von Britisch Indien" schrieb.

Wir wollen uns aber nicht mit diesen doch nur auf Vermutungen begründeten Ausführungen begnügen, sondern aus dem Werke selbst Stellen anführen und auch Wilson das Wort erteilen.

An einer Stelle des ersten Buches wirft Mill den Kompaniebeamten Vertragsbruch mit den Worten vor: „Wir kennen die Bedingungen dieses Vertrages (mit den armenischen Kaufleuten) nicht, noch auch wissen wir, wie eine Teilnahme an den durch denselben gewährten Privilegien einzelnen Individuen eingeräumt werden konnte, ohne Vertragsbruch den armenischen Kaufleuten

[1]) Thomas B. Shaw in seiner schon genannten „History of English Literature" schreibt auf Seite 543: „Seine (Mill's) „Geschichte von Britisch Indien" (1817-1818) ist mit grosser Unparteilichkeit geschrieben und verschaffte dem Verfasser einen Platz im Indiahause." Wie es mit dieser grossen Unparteilichkeit bestellt ist, das zeigen die im Texte folgenden Ausführungen.

gegenüber.“ Wilson setzt nun die Fussnote hinzu: „Warum sollen die Kompaniebeamten des Vertragsbruches beschuldigt werden, wenn die Vertragsbedingungen unbekannt sind; was für ein Grund liegt eigentlich vor, überhaupt einen Vertrag anzunehmen?“ [1])

Mit besonderem Eifer wendet sich Mill gegen die beiden grossen Männer im Dienste der ostindischen Kompanie, Clive und Hastings, von denen Wilson sagt: „Clive erwarb ein Reich, dessen Fortbestand Hastings Verdienst war.“ [2]) Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Mill Punkt für Punkt zu widerlegen. Das hat Wilson in den Anmerkungen und in einer dem zweiten Kapitel des sechsten Buches angeführten Schlussbemerkung mit Bezug auf Hastings insbesondere getan. In diesen Anmerkungen finden sich wiederholt Sätze, wie „Das ist nicht richtig dargestellt“, oder „Diese Beweisführung ist voll von Trugschlüssen“, aus welchen wir auf die Art der Ausführungen im Texte schliessen können.

Aber noch weit gründlicher wurde Mill von seinem Zeitgenossen, dem grossen englischen Historiker Macaulay, widerlegt, der in besonderen Aufsätzen das Leben und Wirken dieser beiden Männer beschrieb. So sagt dieser bedeutende Schriftsteller und Menschenkenner an einer Stelle: „Aber wir können ebensowenig M. Mill beipflichten, der soweit ging zu behaupten, Clive sei ein Mensch gewesen, für den ein Betrug, der seinen Zwecken passte, nichts bedeutet. Clive scheint uns von Natur aus gerade das Gegenteil eines Schurken gewesen zu sein, kühn bis zur Verwegenheit, ehrlich bis zur Unbedachtsamkeit, herzlich als Freund, offen als Feind.“ [3])

Und nun noch ein paar Worte aus M. Wilson's Vorrede, die geeignet sind, ein grelles Licht auf unseren Historiker zu werfen: „In vielen Fällen hat die Heftigkeit seines Vorurteiles die Klarheit seiner Auffassung getrübt und die Schärfe seines Verständnisses abgestumpft. Obwohl er nicht wusste, dass er sich diesen Vorwurf zuziehe, ist er selbst dem Tadel ausgesetzt, den er gegen eine gewisse Klasse von Buhlern um die Gunst des Volkes aussprach. Er eifert für eine Partei; er verherrlicht ihren Führer; er stellt ihre Grundsätze in das beste Licht; er müht sich, die Prin-

[1]) Hist., Bd. I, p. 98, Anm. 3. [2]) Hist., Bd. V, p. 198.

[3]) Lord Macaulay, Miscellaneous Works; New-York, 1880, vol. III, p. 41.

zipien und die Handlungsweise ihrer Gegner herabzusetzen; mit einem Worte, er vertritt die theoretischen Ansichten M. Benthams und prüft alle Massnahmen und Einrichtungen an einem nach den Ansichten dieses Schriftstellers über Recht und Regierung konstruierten Massstabe." [1])

ad b) Was nun die Voreingenommenheit gegen die Inder anbelangt, so zeigt sich diese in dem ganzen zweiten Buche an gar vielen Stellen und gibt M. Wilson wiederholt Anlass zu berichtigenden und einschränkenden Anmerkungen, so z. B.: „Diese ganze Uebersicht über die Sitten und die Religion der Hindu ist infolge von eingewurzelten Vorurteilen und mangelhafter Kenntnis voll von sehr ernsten Fehlern. Jeder Text, jeder Umstand, der etwas für den Charakter der Hindu Nachteiliges enthält, wird auf das emsigste zitiert, und alles zu ihren Gunsten Sprechende ebenso sorgfältig ferngehalten, während eine vollständige Vernachlässigung der Geschichte des Hinduglaubens an den Tag tritt." [2])

Das Kapitel „Gebräuche der Hindu" gibt Wilson Anlass zu einer neun Seiten langen Note (Note D) am Ende des ersten Bandes, die mit folgenden Worten beginnt: „Sehr grobe Fehler entstellen den ganzen Bericht über die Sitten und den Charakter des indischen Volkes und bewirken nicht nur, dass derselbe seine Glaubwürdigkeit verliert, sondern setzen ihn dem Vorwurf mangelnder Liberalität und Aufrichtigkeit aus." [3])

In dem letzten Kapitel des zweiten Buches „Allgemeine Betrachtungen" fasst Mill noch einmal die von ihm gewonnenen Ansichten über die Inder zusammen und bricht den Stab über dieses Volk, dem er jegliche Zivilisation, ja sozusagen die Fähigkeit hierzu abspricht. Wilson beschliesst dieses Kapitel mit einer Anmerkung, aus der wir folgendes entnehmen: „Obwohl die Frage nach der Zivilisation der Hindu mit unverhältnismässiger Weitläufigkeit, unpassenden Beispielen und langatmigen Wiederholungen sowohl in diesen Schlussbemerkungen, als auch in einer Menge von früheren Noten und Bemerkungen erörtert wurde, so kann sie doch wohl kaum als in befriedigender Weise gelöst erscheinen. Es mag zugegeben werden, dass die Hindu nach dem Massstabe

[1]) Hist., Vorrede Wilson's p. XI.

[2]) Hist., Bd. I, p. 302, Anm. 1, Abs. 2.

[3]) Hist., Bd. I, p. 368, Note D, Abs. 1.

von M. Mill kein zivilisiertes Volk waren; was aber sein Massstab ist, das hat er nicht ganz genau auseinandergesetzt. Zwar fasst er das Wort „Zivilisation“ relativ auf, und in diesem Sinne können wir gerne zugeben, dass die Hindu nie jenen Fortschritt machten, den das moderne Europa gemacht hat. Ein solcher Vergleich ist aber nicht gerecht... [1])

* * *

Die vorangehenden Zeilen haben es versucht, den Beweis zu erbringen, dass die Darstellung und äusserliche Anordnung der in eine Geschichte von Britisch Indien hineingehörenden Tatsachen, ja teilweise die Gewinnung des Tatsachenmaterials selbst, nach vielen Richtungen hin eine mangelhafte und daher zu unrichtigen Resultaten führende ist.

Es erübrigt aber nun noch, die Untersuchung nach der anderen Seite hin auszudehnen und uns die Frage vorzulegen; Wie hat Mill die Tatsachen, zu denen er — auf welchem Wege, fällt hier nicht mehr ins Gewicht — gelangt war, einerseits innerlich miteinander verbunden; welche Stellung und Bedeutung weist er anderseits den von ihm gefundenen Tatsachen und Tatsachenreihen in dem Gesamtgetriebe menschlichen Tuns und Leidens während der ganzen Existenzdauer des Menschengeschlechtes zu, sowohl mit Rücksicht auf die Vergangenheit, als auch auf die Zukunft. Mit anderen Worten: „1. Wie kommt die geschichtliche Entwicklung zustande? 2. Welche Resultate und welche Bedeutung hat die geschichtliche Entwicklung?“ [2])

Wir müssen uns also hier nach der geschichtsphilosophischen Auffassung Mill's fragen.

Dass diese Frage nicht überflüssig ist, begründet W. Dilthey mit folgenden Worten: „Irgend eine, wenn auch noch so schwankende und verworrene Allgemeinvorstellung der geschichtlichen Wirklichkeit entsteht in jedem, der sich mit ihr beschäftigt und den Zusammenhang dieser Wirklichkeit in einem geistigen Bilde vereinigt.“ [3]) Bernheim fügt nun den höchst wichtigen, erklärenden und ergänzenden Satz hinzu: „Bei dem, der sich berufsmässig mit der Geschichte beschäftigt, darf diese

---

[1]) Hist., Bd. II, p. 164, Anm. 1. [2]) Bernheim, a. a. O., p. 686.

[3]) W. Dilthey. Einleitung in die Geschichtswissenschaften, p. 120.

Allgemeinvorstellung aber nicht verworren bleiben, sondern muss, soweit es möglich ist, klar werden." [1])

Vor allem ist festzustellen, dass Mill eine „geschichtliche Entwicklung" nicht kennt. Er kennt verschiedene „Zivilisationsstufen" (state of civilisation), „Stufen sozialen Fortschrittes" (stages of social progress, stages of social advancement), auch eine „Stufenleiter der Zivilisation" (scale of civilisation). Die Völker stehen nun auf dieser „Stufenleiter", eines neben dem anderen, gleichwie Bäume am Saume einer nach der Höhe klimmenden Bergstrasse, auf der unser „Historiker" empormarschiert, Baum um Baum betrachtet und beschreibt, aber die Bäume wandern nicht aufwärts und die Völker auch nicht.

Mill stellt in seiner Geschichte die Inder als ein auf einer gewissen — äusserst niedrigen — Zivilisationsstufe stehendes Volk hin. Wie gelangten sie dorthin? Gewisse Gelehrte haben da etwas von Zeitaltern der Jäger, Fischer nnd Hirten gesprochen; gut denn, das gab es halt bei den Indern auch; aber dann plötzlich stehen sie auf jener gewissen Zivilisationsstufe, und hier verbleibt nun dieses älteste der uns bekannten Kulturvölker durch all die Jahrhunderte seiner Geschichte. Es erscheint fast unglaublich, dass da kein Gewinn oder Verlust an Kultur zu verzeichnen sei; und doch ist das bei den Indern nach Mill's Schilderung der Fall. Wie Mill verfuhr, um zu solchen Resultaten zu gelangen, sagt uns Wilson: „Die Lehren verschiedener Perioden und feindlicher Sekten sind in einen Zeitraum und in ein System zusammengedrängt worden und dem Ganzen wurde dann Mangel an Einheitlichkeit zum Vorwurf gemacht, der aber vom Verfassers verursacht ist." [2])

Es mag richtig sein, dass die Inder, zumal als Tropenbewohner, dem „Trägheitsgesetz im Sozialen", und hiermit auch in der Geschichte unterliegen; aber deshalb sind sie doch nicht ganz bewegungslos geblieben und es wäre um so mehr ihres Historikers Aufgabe, den leisesten Spuren eines sich Vorwärts- oder Rückwärts-Bewegens nachzuforschen. Weil aber dieser Historiker, wie wir gesehen haben, nicht nur solche Spuren übersieht, sondern sogar verwischt, so ist es ganz offenbar, dass ihm die „klare

[1]) Bernheim, a. a. O., p. 693.

[2]) Hist., Bd. I, p. 302, Anm. 1, Abs. 2.

Allgemeinvorstellung der historischen Wirklichkeit" fehlte, dass er uns nicht sagt und nicht sagen kann, wie eine historische Entwicklung zustande komme.

Wir müssen darauf aufmerksam machen, dass Mill das Wörtchen „Fortschritt" (progress) ungemein häufig gebraucht; auch das Wort „Tendenz" (tendency) benützt er gleich in den ersten Zeilen seines Werkes. Man lasse sich aber dadurch nicht täuschen! Vor dem ersteren steht zumeist ein „no", und das letztere gebraucht er, wo er verspricht, den „Charakter und die Tendenz" der Beziehungen zwischen Mutterland und Indien zu entdecken. Diese Beziehungen wurden durch die ostindische Kompanie vermittelt, deren Geschichte Mill den grössern Teil seines Werkes widmet. Aber die ostindische Kompanie ist von vornherein verurteilt, sie habe dem englischen Handel von Anfang an nur geschadet, denn sie war eine monopolistische Gesellschaft; sie müsse verschwinden, und zum Beweise dieser Notwendigkeit schrieb Mill seine „Geschichte von Britisch Indien" nebst manchem kleineren Artikel. Dass sie dem Handel erst unter ungeheuren Schwierigkeiten die Wege bahnte, dass ihre Männer, wie Clive und Hastings Grössen waren, die dadurch, dass sie im Interesse der Kompanie ihre Taten verrichteten, dem englischen Heimatlande unschätzbare Dienste erwiesen, dass sie verfiel und verfallen musste, nachdem sie „ihre Pflicht getan", — das alles weiss Mill nicht, das alles kann er nicht begreifen. Jetzt ist die Kompanie unnütz, ja sogar hinderlich, also war sie es immer. Das ist die versprochene Entdeckung der „Tendenz der Beziehungen!"

Nach den obigen Ausführungen ist es wohl von selbst einleuchtend, dass eine Frage nach den Resultaten und der Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung bei Mill nicht gestellt werden kann.

Fassen wir nun zusammen, so ergibt sich folgendes: **Mill's „Geschichte von Britisch Indien" ist kein Geschichtswerk, das den Anforderungen entspräche, die man an eine historische Arbeit stellen muss.**

Eine Widerlegung dieser Behauptung liegt weder darin, dass das Werk fünf Auflagen erlebte, noch darin, dass es heute noch benützt und zitiert wird, noch auch darin, dass wir es unter Mill's beste Schriften zählen müssen. *Einen* Wert aber hat diese

„Geschichte von Britisch Indien“, die keine Geschichte ist, — sie ist eine umfassende Materialiensammlung, die jenem Gelehrten, der einmal daran gehen wird, eine wirkliche Geschichte von Indien zu schreiben, unschätzbare Dienste zu leisten imstande ist. Als Sammlung von Tatsachen, von Daten, von Quellen ist sie äusserst wertvoll, wenn sie auch selbst in dieser Hinsicht mit der grössten Vorsicht zu benützen ist.

Oekonomisches in der „Geschichte von Britisch Indien“.

In einer gründlichen Darstellung der Geschichte eines Volkes müssen auch seine ökonomischen Verhältnisse eine gebührende Berücksichtigung finden. Diese ökonomischen Verhältnisse nun sind bei verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten keineswegs gleich. Das Mass, mit welchem sie gemessen werden müssen, ist nicht ein einheitliches; sie unterliegen keinen ewigen, unveränderlichen, stets giltigen Gesetzen.

Es ist wohl nicht immer leicht, das ökonomische Glaubensbekenntnis eines Historikers aus seinem Geschichtswerke herauszufinden; im vorliegendem Falle wird uns aber diese Aufgabe bedeutend erleichtert, da James Mill auch Verfasser von rein nationalökonomischen Schriften ist, in denen er das Mass, mit dem er ökonomische Zustände gemessen haben will, auf das Eingehendste beschreibt. Es ist also hier zu untersuchen, ob die ökonomischen Ansichten, die in der „Geschichte von Britisch Indien“ zum Ausdruck gelangen, mit den in den rein ökonomischen Schriften Mill's zu Tage tretenden Anschauungen übereinstimmen.

Unter diesen rein ökonomischen Schriften kommen hier hauptsächlich in Betracht: die „Elements of political Economy“ (1821), ferner die Schriften „Commerce Defended“ und „An Essay on the Impolicy of a Bounty on the Exportation of Grain etc.“. In diesen Schriften enthüllt sich uns Mill als Anhänger der sogenannten „Smith'schen Schule“, die ihren Meister Adam Smith in den wichtigsten Punkten verleugnet hat. Als Mitglied dieser politisch-ökonomischen Gruppe steht Mill unter dem unmittelbaren Einflusse Ricardo's und J. B. Say's, über deren Ansichten er, nach seinem eigenen Geständnis [1]), in keinem Punkte hinausgegangen ist.

---

[1]) „... I profess, to have made no discovery.“ Elem. of politic. Econ., first Edit., 1821, Preface, p. IV.

Wie verhält es sich nun in dieser Beziehung mit Mill's umfangreichstem Werke, der „Geschichte von Britisch Indien"? Wie schon ausgeführt wurde, haben wir es in diesem Werke mit zwei — wir wollen nicht sagen Geschichtswerken, sondern — Geschichtsbildern zu tun. Das eine schildert uns die Inder, das zweite die ostindische Kompanie. Diese beiden so grundverschiedenen Elemente nun müssen infolge ihrer kulturellen Verschiedenheit auch ökonomische Unterschiede aufweisen, und es wäre wohl nicht die letzte Aufgabe des Historikers gewesen, die Einwirkung dieser beiden Elemente aufeinander in wirtschaftlicher Beziehung darzustellen, zu zeigen, ob sie sich in ihrem Verkehr miteinander ihre ökonomischen Eigenheiten bewahrt und erhalten haben, oder ob sie mehr oder weniger hiervon aufgaben zu gunsten der Herausbildung einer neuen ökonomischen Einheit.

Vergebens suchen wir nach etwas Aehnlichem in den ganzen sechs Bänden. Hie und da eine Andeutung, die sich vielleicht in dieser Richtung deuten lassen dürfte, ist unsere ganze Ausbeute.

So wenig wir in dem Gesamtwerke etwas von historischer Entwicklung finden, ebensowenig finden wir etwas von ökonomischer Entwicklung. Es wechseln historische Bilder und genau so ökonomische miteinander ab, die entsprechend der ungesunden Anlage des Ganzen nebeneiander gestellt, aber nicht miteinander verbunden sind.

Zwei Hauptbilder insbesondere haben wir zu unterscheiden:

1. Ein Bild des ökonomischen Zustandes der Inder, das uns in den zehn Kapiteln des zweiten Buches vorgeführt wird.

2. Ein Bild des ökonomischen Zustandes der ostindischen Kompanie, das bei Weitem undeutlicher erscheint, indem es zerrissen ist und seine Fetzen über das ganze Werk hin zerstreut sind.

1. Die Inder.

Das Buch, in welchem die kulturellen Verhältnisse der Inder dargestellt sind, zerfällt in zehn Kapitel mit folgenden Ueberschriften.

I. Chronologie und alte Geschichte der Hindu.
II. Klassifikation und Einteilung des Volkes.
III. Die Regierungsform.

IV. Die Gesetze.
V. Die Steuern.
VI. Die Religion.
VII. Die Sitten.
VIII. Die Künste.
IX. Die Literatur.
X. Allgemeine Betrachtungen.

Von Wichtigkeit für uns sind insbesondere die Kapitel II, III, IV, V, VII, VIII und X.

Fassen wir zunächst die Einteilung des Volkes in's Auge. Wie kam man zu dieser Klassifikation?

Ursprünglich waren die Bewohner von Indien „gering an Zahl, unwissend und roh". Es ist wohl hiermit jener Zustand gemeint, den Adam Smith als das „Zeitalter der Jäger und Fischer" bezeichnet. Die soziale Einheit bildete die Familie, — von welcher Art sie war, wird nicht untersucht, — Eigentum gab es nicht, es herrschte die Okkupation. Mill wirft die beiden Zeitalter, der Jäger und Hirten, die Adam Smith scharf trennte, zusammen. So sagt er: „Sie wanderten wahrscheinlich jahrhundertelang durch die unendlichen Ebenen und Täler dieses reichen Landes, von Früchten und den Erzeugnissen ihrer Herden lebend und nicht enger verbunden, als durch die Bande der Familie." [1])

Die Bildung von Stämmen tritt erst dann ein, wenn das Land dichter bevölkert ist und wenn die „Verteidigungspolitik" die einzelnen Zweige der Familie unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt. Es ist die patriarchalische Verfassung.

Der nächste Schritt tritt dann ein, wenn die Bevölkerung noch zahlreicher geworden ist, wenn sie nicht mehr durch jene einfachen Mittel, die den Stamm zusammenhielten, geleitet werden kann und es entsteht dann „die erste rohe Form einer Monarchie oder eines politischen Systems." [2])

Dieses erste Regierungssystem ist nach der Ansicht Mill's von gewissen geistig hervorragenden Männern gegeben worden, wie sich solche ja in jeder Nation vorfinden; er gründet diese Behauptung auf die Berichte der alten Nationen, die uns von

[1]) Hist., Bd. I, p. 122.
[2]) Hist., Bd. I, p. 122.

solchen Gesetzgebern Mitteilung machen (Solon, Lykurg, Zoroaster, Manu).

Bisher ist von Ackerbau und seinen Folgen, Arbeitsteilung und Klassifikation, nicht die Rede. Die erste Gesetzgebung der Inder stammt aus der Zeit, in der sich die Gesellschaft noch in ihrer rohesten und einfachsten Form befand. Nun erst kam der Ackerbau und mit ihm die Arbeitsteilung, die einen langsamen Umschwung in Sitten und Gebräuchen nach sich zog, welcher Umschwung dann durch das Auftreten eines dieser „überlegenen Menschen“ beschleunigt wurde, indem derselbe sich mit einem göttlichen Charakter ausstattete und durch positive Gesetze das Volk und die Arbeit teilte.

Diese Kasteneinteilung nennt Mill die „erste und einfachste Form der Teilung der Arbeit und der Beschäftigungen“. Arbeitsteilung und Klassifikation der Bevölkerung sind untrennbar miteinander verbunden und die eine ist ohne die andere nicht möglich.

Die vier Kasten, die so entstanden, sind:

1. Die Brahmanen. Es sind die Priester, welche den Wahlspruch „Heiligkeit und Weisheit“ führen. [1])

2. Die Kshatriyas. Diese sind die Krieger und ihr Wahlspruch lautet: „Macht und Stärke“.

3. Die Vaisyas. Hirten, Händler und Ackerbauer mit dem Spruche: „Reichtum und Gewinn“.

4. Die Sudras, die dienende Klasse mit dem Sinnspruch: „Dienstbarkeit und Gehorsam“.

Es ist unmöglich, des Genaueren darauf einzugehen, inwieweit Mill die Stellung und den Wirkungskreis der einzelnen Kasten richtig erfasst hat und inwieweit nicht. Es sei hier nur bemerkt, dass Wilson zu den Ausführungen über die Brahmanen eine Anmerkung setzt, die folgendermassen beginnt: „Obwohl die im Texte dargelegte Ansicht von der Stellung des Brahmanen in der indischen Gesellschaft sich auf authentische Texte gründet, so ist sie doch im Ganzen geeignet, einen falschen Eindruck hervorzurufen.“ [2])

---

[1]) Mill kennt die Wahlsprüche der Kasten nicht; wenigstens führt er sie nirgends an. Doch da dieselben für die einzelnen Kasten ungemein charakteristisch sind, wurden sie hier beigefügt. Vergl. A. Oncken's „Geschichte der Nationalökonomie“ Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1902.

[2]) Hist., Bd. I, p. 133, Anm. 1.

Sonderbar erscheint es, dass Mill der dritten Klasse, die doch im ökonomischen Leben der Nation infolge der ihr obliegenden Beschäftigungen die grösste Rolle spielen musste, kaum sechs Zeilen widmet.

Ganz schlecht hat Mill die Stellung der vierten Klasse, der Sudras, erfasst. Nach seiner Darstellung wäre dies eine Klasse ohne Rechte, ohne Freiheit, ohne Eigentum, ein Gegenstand des „Abscheues (abhorrence) für die anderen". Dem ist aber keinesfalls so; war auch die Stellung des Sudra eine niedrige, so war er doch weit besser gestellt, als der lakedämonische Helot, der römische Sklave oder der feudale Leibeigene (wenigstens in der Zeit des Niederganges des Feudalismus), und Wilson schliesst seine kritische Anmerkung mit den Worten: „Zweifellos wurde der Sudra in gewissem Grade als das Eigentum des Brahmanen betrachtet; aber er hatte weit mehr Rechte und Privilegien und Freiheit, als irgend eine der dienenden Klassen des Altertums." [1])

Diese Einteilung in vier Kasten genügte nicht mehr, — so fährt Mill in seinen Ausführungen fort, — als sich die Bedürfnisse der Gesellschaft mehrten. Nach dem Gentoo-Codex entstand nun durch Uebertretung des Ehegebotes, dass nur innerhalb derselben Klasse geheiratet werden dürfe, eine neue Klasse, die zu keiner von den vier bestehenden gehörte, eine Klasse der „Verworfenen", genannt „Burren Sunkers", die zunächst der Gesellschaft gar unangenehm zur Last fiel, der aber dann von einem guten Könige verschiedene Tätigkeiten zugewiesen wurden (Weber, Schmiede, Tischler, etc.) und die in 36 Abteilungen eingeteilt wurde, welche wiederum in einer gewissen Rangordnung untereinander stehen; die niedrigste dieser Abteilungen bilden die Chandala, die Nachkommen eines Sudra und einer Frau der heiligen Kaste, welche alle unreinen Arbeiten zu verrichten haben. (Abdecker, Totengräber, Henker.)

Nach der Darstellung des Kastenwesens und seiner Entwicklung behandelt Mill im dritten Kapitel die Regierungsform.

Zunächst stellt er fest, dass an der Spitze des Staatswesens ein absoluter Herrscher steht. „Kein anderes Herrschaftssystem

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 135, Anm. 2. — Besonders erwähnenswert wäre das Recht der Auswanderung, ein Recht, das nur den Sudras zustand, den anderen Klassen aber versagt war. (Manu, II, 24.)

ausser dem Willen einer einzelnen Person scheint ihnen (den Hindu) oder ihren Gesetzgebern in den Sinn gekommen zu sein.“ [1]) Unmittelbar darauf heisst es aber, dass der König dem Gesetze gemäss einen Rat aus sieben oder acht Ministern wählen müsse, mit einem Brahmanen als Premierminister, welchen Rat er stets zu befragen und nach dessen Deutung er die Gesetze auszuführen habe. Es zeigt sich also, dass die Gesetze über dem König standen, nicht der König über den Gesetzen. Dieser König war oberster Kriegsherr, oberster Richter, aber nicht, wie bei anderen Völkern (z. B. den Römern) oberster Priester. Das Priestertum war hier dem Einflusse des Königs entzogen, im Gegenteil, der König ganz dem Willen der Brahmanen untergeordnet, da er sich den Gesetzen fügen musste, deren Auslegung den Brahmanen oblag und einzig und allein von ihnen besorgt werden konnte. Dadurch war die eigentliche gesetzgebende Macht in die Hände der Brahmanen gelegt, so dass dem König nur das oberste Heerführer- und Richteramt verblieb. Dieser Unterordnung des Königtums unter das Priestertum entspricht auch der Umstand, dass der Fürst aus der zweiten Klasse, der Kriegerkaste der Kshatriyas, stammte. Mill hält aber trotz der hier wiedergegebenen Ausführungen an der Anschauung fest, dass bei den Indern der vollkommenste Absolutismus herrschte. Diese irrige Meinung war für den „Radikalen“ Mill ein Umstand mehr, um ihm die Inder in einem um so ungünstigeren Lichte erscheinen zu lassen und ihnen auf der „Stufenleiter der Zivilisation“ eine um so niedrigere Stelle anzuweisen.

Werfen wir noch vergleichsweise einen Blick auf die Smith'sche Theorie von der Entwicklung des Staatswesens, so sehen wir, dass Mill hier den Smith'schen Dualismus fallen gelassen hat, wie dies auch Ricardo getan, z. B. mit Bezug auf die ökonomischen Prinzipien (Wertlehre). An die Stelle der zwei staatenbildenden Triebe „Autorität“ (authority) und „Nützlichkeit“ (utility) bei Smith setzt Mill unter offenbarem Einfluss Bantham's die „Nützlichkeit“ allein, was dann zur Folge hat, dass er nicht nur mit Bezug auf sein englisches Vaterland, sondern auch mit Bezug auf den Gegenstand seines Werkes der monarchischen Regierungsform abhold und ein Anhänger des Radikalismus ist,

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 141.

der die Macht des Fürstentums nach Möglichkeit beschränkt, den Einfluss jeglicher Staatsregierung überhaupt zurückgedrängt wissen wollte. „Leave us alone!“

Auch Mill unterscheidet, Adam Smith folgend, ökonomische Zeitalter, die er aber nicht scharf zu trennen vermag; es herrscht in diesem Teile des Werkes eine Undeutlichkeit und Verworrenheit, die darauf hinzuweisen scheint, dass Mill einerseits der historischen Auffassung seines Meisters nicht ganz zu folgen vermochte, anderseits aber noch nicht ganz in das Fahrwasser der „Smith'schen Schule“ hineingeraten war. Unrichtig erscheint es ferner, wenn er die Arbeitsteilung erst mit dem Zeitalter des Ackerbaues eintreten lässt.

Im vierten Kapitel des zweiten Buches macht sich nun Mill an die Untersuchung der Gesamtheit der gesetzlichen Bestimmungen der Inder. Er gibt uns am Anfang dieses Kapitels eine Definition des hier abgehandelten Gegenstandes mit folgenden Worten: „...das gesamte Recht oder die Art und Weise, wie die Rechte der Einzelnen umschrieben und gesichert sind.“ [1]) Schon diese Definition ist entschieden zu eng; denn nicht nur mit Rechten haben es die Gesetze zu tun, sondern auch und vielleicht insbesondere mit Pflichten. In ganz hervorragender Weise gilt dies von den Gesetzen der Hindu, von denen ein von Mill oft zitierter Autor (Colebrook) sagt: „Das gesamte Recht der Hindu umfasst ein System religiöser und bürgerlicher Pflichten.“ Also ist hier von Rechten nicht die Rede und Mill hätte nur abschreiben müssen, um in dem speziellen Falle der Inder der Wahrheit näher zu kommen.

Die Inder haben in der Tat eine Unmenge von Gesetzen und einem Mitglied der Smith'schen Schule musste dieses zu viele Sich-Einmischen des Staates in das Tun und Treiben der Bürger, ob es nun das religiöse und häusliche Leben, oder die Staatsverwaltung und Kriegsführung, oder den Handel und Verkehr, oder die Erziehung u. s. w. betraf, unrichtig und schädlich erscheinen, gemäss dem Grundsatze: Let us alone!

Von vornherein gegen die Inder eingenommen, sieht Mill auch in ihren Gesetzen ein Zeichen ihrer niedrigen Zivilisation. Vor allem ist es die Unordnung, die ihm tadelnswert erscheint,

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 154.

ein Durcheinander von religiösen und moralischen, rechtlichen und erzieherischen Vorschriften, — eine Unordnung, die aber gar nicht so gross ist, wie Wilson in der Anmerkung nachweist.

Nachdem Mill die Gesamtheit der Gesetze in dieser Weise kritisiert hat, greift er die Rechtsätze allein heraus, findet auch hier „die Einteilung und Anordnung ungenügend, indem die wesentlichsten und offenbarsten Unterscheidungen vernachlässigt und verwechselt wurden", — Zivilrecht und Strafrecht sei durcheinander, Personen- und Sachenrechte seien nicht getrennt, — und er schliesst daraus wiederum auf den niedrigen Stand der Zivilisation der Völker von Indien. Wilson hält ihm hier die Worte eines (ungenannten) Schriftstellers entgegen: „Bis zum Erscheinen von Wood's Institutionen oder Blackstone's Kommentaren waren in England die rechtlichen Entscheidungen in einer Menge von Autoritäten zerstreut, aus denen der Praktiker die Rechtsätze, so gut er konnte, herausziehen musste. Wer aber würde geleugnet haben, dass England in der Mitte des 18. Jahrhunderts einen hohen Grad der Zivilisation erreicht habe, weil seine Rechtswissenschaft zerstreut und nicht methodisch zusammengefasst war." [1])

Mill sucht in folgender Ordnung eine gedrängte Uebersicht zu geben:

1. Zivilgesetze; 2. Strafgesetze: 3. Gesetze der Rechtspflege, d. h. Vorschriften über das Verfahren.

Die erste Gruppe von Gesetzen hat das Eigentum zum Gegenstande, die zweite Vergehen und deren Bestrafung, die dritte „1. die Mittel, welche gebraucht werden, um die Erfüllung der Gesetze der beiden ersten Gruppen zu erwirken, und 2. die Art ihrer (der Mittel) Anwendung."

Auch hier hat Mill mit dem Massstabe seiner Zeit gemessen und gerade hier sind ihm ausserdem so viele Unrichtigkeiten untergelaufen, hat er so oft missverstanden, dass er zu dem Schlusse kommt: Die Gesetze sind weder genau (exact), noch auch vollständig (komplete): das Gericht ist weder einsichtsvoll (intelligent), noch besitzt es eine gute Anordnung (a good design); die Formen des gerichtlichen Verfahrens sind in ihrer Wirkung beeinträchtigt (durch das ungenügende Beweisverfahren), aber sie

---

[1]) Asiatic Journal, June, 1828, p. 772.

sind frei von jeder Verzögerung (freedom of delay) und frei von Mühe und Auslagen (freedom from trouble and expense).

Zu erwähnen ist hier auch noch ein Abschnitt über die Zinsgesetze. Es gab bei den Indern Maximalzinsgesetze für die verschiedenen Kasten und für verschiedene Arten von Darlehen; die Zinsrate war ungemein hoch (bis 6 % und mehr monatlich). Mill enthält sich hier jeder ausdrücklichen Kritik; er zieht nur aus der Höhe der Zinsrate den Schluss, dass die Vorstellungen von einem grossen Reichtum Indiens in früherer Zeit unrichtig sein müssen. Der allgemeine Ton dieses Abschnittes aber zeigt, dass Mill in diesen Zinsgesetzen wieder ein Zeichen der „Rohheit“ der Inder sieht.

Aus den erbrechtlichen Bestimmungen sei hier hervorgehoben, dass es bei den Indern keine freie testamentarische Verfügung über das Eigentum gab, — für Mill wieder ein Zeichen, dass die Inder sich „in einem der Einfalt und Rohheit ungemein nahen Gesellschaftszustande“ [1]) befanden. Es ist dies aber auf religiöse Rücksichten zurückzuführen (Totenverehrung).

Ferner gab es eine Vorschrift, die sehr stark an das System der gebundenen Geldwirtschaft erinnert, nämlich, dass der König jeden fünften oder jeden vierzehnten Tag die Marktpreise festsetzen sollte. Darin zeigt sich nach Mill's Ansicht, wie tief das Wissen der Inder stand, da sie sich nicht einmal zu der Erkenntnis aufschwingen konnten, dass man die Preisbestimmung den „natürlichen und wohltätigen Gesetzen der Konkurrenz“ (natural and beneficient laws of competition) überlassen müsse.

Ein wichtiger Abschnitt ist der nun folgende über die Steuern. Gleich am Anfang des Kapitels fesselt ein Satz unsere Aufmerksamkeit, in welchem eine Definition des Begriffes „Steuer“ enthalten ist; dieser Satz lautet: „Aus diesen zwei ursprünglichen Ursachen (d. i. der Regierungsform und der Natur der Gesetze für die Vollziehung des Rechtes) ergibt sich keine einzige Folge, die in höherem Masse das Glück oder das Elend des Volkes verbürgt, als die Art und Weise, wie für die Geldbedürfnisse der Regierung gesorgt wird und inwieweit die Regierungsbeamten welcher Art immer befugt sind, den Jahresertrag des Bodens und

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 173.

der Arbeit der Allgemeinheit unter sich und ihre Günstlinge zu verteilen.“ [1])

Gemäss dieser Definition stellt Mill an ein Steuersystem folgende zwei Hauptforderungen:

1. Es muss der möglichst kleinste Teil des Jahresproduktes erhoben werden (the smallest quantity possible).

2. Die Erhebung muss ohne Nachteil und Beschwerden geschehen (without hurt and uneasiness).

Für einen Vorstoss gegen das erste dieser Gebote gebe es zwei Ursachen:

a) „Wenn die Regierung mehr als den kleinsten Betrag verbraucht, der genügend ist, um die Dienste zu erlangen, die sie leistet.“

b) Wenn die Steuereinbringung mehr Kosten verursacht, als unbedingt nötig ist.

Das zweite Gebot werde infolge nachstehender Ursachen verletzt:

a) Unbestimmtheit der Steuer, und zwar:

aa) Unbestimmtheit der Steuerdefinition (qualitativ);

bb) Unbestimmtheit der Höhe der Steuer (quantitativ);

b) Ungleichmässigkeit der Steuer;

c) Hinderung der Produktion durch die Steuer;

d) Schädigung der körperlichen und geistigen Eigenschaften des Volkes durch die Steuer;

Es wird nun untersucht, inwieweit die einzelnen in Indien vorhandenen Steuerarten gegen diese Forderungen verstossen.

Mill zählt sechs Steuerarten auf:

1. Eine Steuer auf Bodenprodukte (on the produce of land);
2. Eine Steuer auf Arbeitsprodukte (on the produce of labour);
3. Eine Steuer auf angesammeltes Vermögen (on accumulation);
4. Eine Steuer auf Käufe und Verkäufe;
5. Eine Kopfsteuer, in Geld zu entrichten;
6. Eine Kopfsteuer, in Arbeit zu entrichten.

1. Die Steuer auf Bodenprodukte. Die wichtigste und bedeutendste von diesen Steuern ist die auf Bodenprodukte, worunter wir hier hauptsächlich Getreide (grain) zu verstehen

[1]) Hist., Bd. I, p. 201.

haben. „Die Einkünfte des Herrschers kommen fast nur von den durch Menschenhand hervorgebrachten Bodenprodukten." [1]) Was ist das nun für eine Steuer? Zum besseren Verständnis wollen wir zunächst nach den Eigentumsverhältnissen an Grund und Boden fragen, die allerdings aus Mill's Schilderung nicht ganz klar zu erkennen sind. Unser „Historiker" kennt nichts anderes, als Privateigentum und herrenlose Güter. Das Privateigentum nun ist nicht immer gleichartig; es unterscheidet sich „in verschiedenen Perioden der Gesellschaft", und zwar nach dem Umfange „der verschiedenen Kombinationen von Vorteilen". Es ist immer Privateigentum, nur ist es zeitlich oder sachlich mehr oder minder beschränkt, daher wir immer, wenn Mill „property" sagt, an dessen Stelle „privat property" setzen können. Zwischenstufen zwischen herrenlosem Gut und Privateigentum kennt Mill nicht. Und da nun nach unserer Ansicht bei den Indern, wie wir im Folgenden ausführen werden, die Entwicklung der Eigentumsform erst bis zu einer jener Zwischenstufen fortgeschritten war, so werden wir darin den Grund für die zahlreichen Unklarheiten und Widersprüche zu suchen haben, die sich bei der Behandlung dieser Frage vorfinden.

Das erste Eigentum wurde an Mobilien begründet und zwar zunächst durch Okkupation; es war auf die Zeit des Besitzes des betreffenden Gegenstandes beschränkt, war aber zur Zeit, als die Inder in die Geschichte eintraten, schon in vollem Umfange entwickelt. Eigentum an Grund und Boden gab es damals noch nicht. Während der Jäger- und Hirtenperiode wird das Land „gemeinsam benützt". (Zu der naheliegenden Vorstellung des Gemeineigentums ist Mill hier und anderwärts nicht gekommen.) Beginnt nun der Ackerbau, so beginnt schon das Eigentum am Boden, aber es ist zeitlich beschränkt bis zur Einbringung der Ernte, ist also nicht eigentlich Eigentum am Boden, sondern nur Eigentum an den Bodenprodukten. Diese Art des Ackerbaues ist Raubbau und die Wohnsitze sind noch nicht fest; mit dem Uebergange zur Bodenkultur und zur festen Ansiedlung erfolgt auch eine Aenderung in diesen Eigentumsverhältnissen, resp. die Begründung einer gewissen Art von Eigentum. Dieser Vorgang nun ist Mill nicht ganz klar geworden; wir wollen hier aber vor-

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 208.

läufig nur feststellen, in welcher Weise er diese Aenderung zu erklären sucht. Er nennt diesen Uebergang „einen Umschwung, in den sich die Menschen nicht leicht fügen“ [1]) und „eine grosse Revolution“ [1]) und da derselbe beim Volke einen grossen Widerstand fand, so suchte man nach einem Auskunftsmittel und fand dasselbe darin, dass man das Eigentum an Grund und Boden (welcher in der Tat der Allgemeinheit gehörte) dem Herrscher übertrug, der es nun seinerseits wiederum unter die Einzelnen verteilte. Im eroberten Lande ist dieser Uebergang viel kürzer und einfacher, indem hier das eroberte Gebiet sofort an den erobernden Herrscher fällt.

Aus diesen Ausführungen zieht Mill den Schluss, dass der Boden dem Herrscher durchaus zu eigen gehöre. Der Bebauer hat nur die Nutzniessung und muss hierfür an den Herrscher eine gewisse Summe bezahlen. Diese Summe bildet jene „Steuer auf Bodenprodukte“; sie ist Rente und Steuer zugleich, was um so leichter begreiflich ist, da Regierung und Grundbesitzer ein und dieselbe Person waren, und Mill findet in dieser Beziehung diese Steuerart äusserst vorteilhaft, ganz in Uebereinstimmung mit seiner in den „Elements of political Economy“ vertretenen Ansicht: „Es ist ganz klar, dass jener Teil der Grundrente, welcher zur Deckung der Ausgaben der Regierung weggenommen wird, den Gewerbefleiss des Landes nicht beeinflusst. Die Bebauung des Bodens hängt vom Kapitalisten ab, der sich dieser Beschäftigung widmet, wenn sie ihm den gewöhnlichen Kapitalprofit abwirft. Für ihn ist es vollständig gleichgiltig, ob er den Ueberschuss in Form von Rente einem einzelnen Eigentümer bezahlt oder in Form von Steuer einem Einnehmer der Regierung.“ [2])

Was an dieser Steuer zu tadeln ist, sagt uns Mill in folgenden Worten: „Die Einwände gegen das System, nach welchem die Inder für die Deckung der Ausgaben der Regierung sorgen, ergeben sich eher aus der Art und Weise der Anwendung desselben, denn aus dessen wichtigsten Grundsätzen.“ [3]) Unter den Fehlern in der Art und Weise der Steuererhebung zählt er auf: 1. Da die verschiedenen Fruchtbarkeitsgrade des Bodens nur sehr

[1]) Hist., Bd. I, p. 210.
[2]) El. of. pol. Ec., p. 198.
[3]) Hist., Bd. I, p. 227.

oberflächlich unterschieden wurden, so war die Steuer stets unbestimmt und ihr Druck ungleichmässig. 2. Sie erforderte eine Menge von Steuersammlern und hatte Parteilichkeit und Betrug im Gefolge. 3. Die Steuerzahlung in natura treibt den Preis der betreffenden Produkte in die Höhe, da die Steuer samt den Kulturkosten auch von dem unergiebigsten Boden im Tauschwert seiner Produkte reproduziert werden muss, und zwar um einen höheren Betrag, als die Steuer selbst ist; und so wird sie dem Getreidekonsumenten zugeschoben und dadurch die Besitzer des ergiebigsten Bodens auf Kosten der Allgemeinheit bereichert.

Vom Standpunkte der kapitalistischen Geldwirtschaft mag an sein diesen Ausführungen nicht das Geringste auszusetzen. Mill aber übersieht ganz, dass in Indien damals noch die Naturalwirtschaft herrschte. Wenn wir diesen wichtigen Umstand in Betracht ziehen, so werden wir die meisten Unklarheiten beseitigen können, die Mill's Darstellung verwischen.

Ganz erstaunt sagt Mill an einer Stelle: „Diese Dörfer scheinen nicht nur eine Art von kleinen Republiken gewesen zu sein, sondern sie scheinen auch in hohem Masse der Gütergemeinschaft gehuldigt zu haben.“ [1]) Und er lässt dann eine Stelle aus einem Bericht an das englische Unterhaus folgen, die wir hier ihres wichtigen Inhaltes wegen wiedergeben: „Jedes Dorf betrachtet sich als eine Gesellschaft für sich und seine gemeinsamen Angelegenheiten im Allgemeinen als den einzigen Zweck der Bewohner, ein Brauch, der gewiss dem allgemeinen Wohle ebenso dienlich ist wie dem ihrigen; da sich jeder in gewissem Sinne der Hilfe des anderen erfreut, so ist die Arbeit aller ertragreich; sie geniessen den Gewinn je nach ihrem ursprünglichen Anteil und ein Verlust ist leichter zu ertragen. Es stimmt dies genau mit den Grundsätzen überein, von denen die Vorteile der Arbeitsteilung hergeleitet werden; der eine geht auf den Markt, während die anderen den Anbau und die Ernte besorgen; jeder hat eine besondere, ihm zugewiesene Beschäftigung und arbeitet für alle, ohne es zu wissen. Noch ein anderer Brauch ist sehr oft zu finden, nämlich, dass jeder Eigentümer seinen Grund und Boden jährlich wechselt. Man findet das in den reichsten Dörfern und beabsichtigt

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 219.

damit, wie ich vermute, jener Ungleichheit zu steuern, die eine mögliche Folge einer unabänderlichen Verteilung des Bodens sein würde.“ [1])

In diesem Bericht finden wir viele Züge der altgermanischen Markgenossenschaft wieder, wie sie uns Gierke in seinem Werke „Das deutsche Genossenschaftsrecht“ gemalt hat. Wir haben hier die Aeckerverteilung, die bei den Indern jährlich stattfand und aus welcher wir auf ein noch nicht hochentwickeltes Anbausystem schliessen können; wir haben hier die gemeinsame Arbeit auf den Feldern, den gemeinsamen Genuss des erzielten Ertrages, den gemeinsam getragenen, und daher weniger empfindlichen Verlust; der Verkehr mit der Aussenwelt wird im Auftrage der Allgemeinheit besorgt; ja sogar etwas, was stark an die Allmend erinnert, haben wir da, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „In geographischer Beziehung ist ein Dorf ein Landstrich von einigen Hunderten oder Tausenden Acres pflügbaren oder öden Landes.“ [2]) — Doch man möge uns nicht missverstehen! Nie soll es uns beifallen, die Behauptung aufzustellen, das germanische Dorf der markgenossenschaftlichen Zeit und das indische Dorf seien dasselbe. Wohl ist der Weg der Entwicklung, den die Völker gegangen sind, sofern ihn nicht von Aussen kommende Einflüsse gestört haben, im Wesentlichen derselbe; doch gibt es Unterschiede, besonders in den wirtschaftlichen Kategorien, die geeignet sind, das Gleiche und Aehnliche zu verwischen, Unterschiede, die aus der Art des Landes, des Klimas, der Religion u. s. w. herzuleiten sind.

Ferner scheint es, dass wir es hier nicht mehr mit einer rein markgenossenschaftlichen Wirtschaftsordnung zu tun haben, sondern mit einer sich schon im Stadium des Ueberganges zur nächsthöheren Wirtschaftsordnung befindlichen. Unzweifelhaft haben sich feudalistische Elemente eingeschlichen und mit den genossenschaftlichen verquickt oder sich neben denselben geltend gemacht; allerdings ist dies wieder ein modifizierter Feudalismus, man möchte sagen, ein asiatisch-despotischer. Insbesondere dürfte dies zur Zeit der Eroberung durch die Mohamedaner stattgefunden haben; aber wie dem auch sei, unzweifelhaft haben wir es hier

---

[1]) Fifth Report to the Committee of the House of Commons, 1810, p. 723.

[2]) Fifth Report, etc., p. 85.

mit einer in Bewegung befindlichen Wirtschaftsordnung zu tun‘ die Mill nicht erkannt hat; er hat alle die nach und nach hinzugekommenen Züge nicht in ihrem Nacheinander erfasst und festgehalten, sondern er hat sie nebeneinander gestellt und ist so zu Widersprüchen gekommen, die er entweder ungelöst stehen liess, oder auf eine allzu kunstvolle und daher unnatürliche, wenn auch scharfsinnige Art zu lösen suchte.

Aber nicht nur Mill hat vergeblich an diesem Knoten genestelt; die Beamten der Kompanie haben nicht minder erfolglos daran gearbeitet, praktisch jenen Gegensatz zwischen der geldwirtschaftlichen ostindischen Handelskompanie und den naturalwirtschaftlichen Gemeinwesen der Inder auszugleichen, wie unser „Historiker“ es theoretisch versuchte. Ein Plan nach dem andren wurde entworfen, versucht und wieder verworfen, — ja selbst die grosse und ungemein kostspielige Reform, die Lord Cornwallis im Jahre 1793 einführte, erwies sich als gänzlich verfehlt, weil auf unrichtigen Voraussetzungen aufgebaut.

Ein paar Worte über die Reform!

Drei Kategorien gab es in Indien, die mit der Steuer direkt etwas zu tun hatten:

1. Die Ryots oder Bauern, welche die Steuer zahlten.
2. Die Zemindars oder die Steuersammler, welche in einem bestimmten Bezirke die Steuern vom Rajah und später von der Kompanie gegen eine bestimmte Summe pachteten.
3. Die Kompanie selbst, welcher diese Steuern zuflossen.

Es war naheliegend, dass sich die Beamten der ostindischen Handelskompanie bei einer Reform englische Verhältnisse zum Vorbild nahmen. In England gab es Grossgrundbesitzer und Pächter. Die Pächter zahlten den Landeignern Renten, die Landeigner zahlten dem Staate Steuern. In Indien gab es weder Grossgrundbesitzer noch Pächter; man musste also diese zwei Kategorien erst schaffen. Das Rohmaterial für diese künstlich herzustellenden Gesellschaftsklassen sollten die bestehenden sozialen Klassen liefern. Man ging da von der falschen Voraussetzung aus, dass der Rajah, resp. dessen Nachfolgerin, die ostindische Kompanie, der Eigentümer des Bodens sei, und zwar der alleinige Eigentümer, und dass nun dieser Eigentümer nach seinem Belieben über den Boden verfügen, ihn also auch verkaufen könne.

Zum Stande der Grossgrundbesitzer wurden nun die Zemindars bestimmt, die als Steuersammler in dem ihnen zugewiesenen Bezirk sich begreiflicherweise eines gewissen Ansehens erfreuten, und die ostindische Kompanie verkaufte nun diesen Zemindars grosse Landstriche — zumeist wohl im Umfange der früheren Steuerbezirke — übertrug also ihr Privateigentum an Grund und Boden auf dem Wege des Verkaufes an den früheren Steuerpächter, machte diesen zum Eigentümer, der mit dem ihm nun ausschliesslich gehörigen Lande nach Belieben schalten und walten konnte. Obwohl nun dieser auf künstliche Weise in's Leben gerufene Grossgrundbesitzer vorderhand in der Tat nichts anderes war als Steuersammler, der kurzweg einen gewissen Betrag an die Regierung, d. h. an die ostindische Kompanie abzuliefern hatte, so war doch durch die getroffene Einrichtung die Steuer de facto in Rente verwandelt, in Rente, die der nunmehrige Grossgrundbesitzer zwar nicht nach Belieben festsetzen konnte, — die Kompanie setzte die Höhe der Rente fest, um Missbräuchen vorzubeugen, — bei deren Eintreibung aber keineswegs noch die alten Uebelstände der Willkür und Rücksichtslosigkeit abgeschafft waren, ja sogar, wie wir sehen werden, ein neuer Umstand dazu kam, der geeignet war, das Vorgehen beim Einziehen dieser Renten zu verschärfen.

Die ostindische Kompanie verkaufte in der kürzesten Zeit ungeheure Landstrecken an die reichen Zemindars. Bald zeigten sich aber die Folgen der gemachten Fehler. Erstens musste der Ryot das ihm angetane Unrecht empfinden, indem man seinen Eigentumsanteil an Grund und Boden übersehen hatte, um so mehr, als sich aus dem ursprünglichen Genossenschaftseigentum im Laufe der Zeit, — und wohl nicht zum wenigsten unter dem Einflusse der von der ostindischen Kompanie erlassenen und gehandhabten Bestimmungen, — ein volles und erbliches Eigentum, wenigstens stellenweise, ausgebildet haben dürfte. Diese Entziehung des Eigentumsanteils ohne jegliche Entschädigung erzeugte unzweifelhaft ein Gefühl der Erbitterung in dem Bauer, das nun noch dadurch gesteigert wurde, dass der Zemindar seine Kaufsumme möglichst schnell wieder einzubringen trachtete, indem er trotz festgesetzter Renten aus seinem nunmehrigen Pächter soviel als möglich herauszupressen suchte; der Ryot sträubte sich zu

zahlen, er wurde vom Zemindar vor Gericht gezogen; die Fälle waren so häufig und die dem Zemindar verursachten Gerichtskosten so hoch, dass schliesslich Zemindars sowohl als Ryots ruiniert waren.

Noch lange später hat die Kompanie an den Folgen dieser Einrichtung zu leiden gehabt; man musste das Land von den Zemindars mit grossen Verlusten zurückkaufen und die Ryots wieder in ihre alten Rechte einsetzen. Hauptsächlich in der Zeit, als Mill an der Spitze des Revenue-Departement stand, wurden jene zahlreichen Bestimmungen erlassen, die darauf abzielten, das wieder gutzumachen, was die Reform von Lord Cornwallis verdorben hatte.

Im Jahre 1831 war es, dass Mill von den Parlamentskommissionen einvernommen wurde, unter anderem auch über die Grundsteuer; mit Bezug auf dieselbe sagte er damals aus, sie sei gut: „Was diese Einahmsquelle anbelangt, so bleibt die Bevölkerung des Landes unbesteuert. Die Schwierigkeiten liegen in der Einsammlung.“ [1])

2. Die Steuer auf Arbeitsprodukte. Die zweite Art von Steuern sind jene auf Arbeitsprodukte. In diese Steuerklasse fallen alle übrigen Bodenprodukte mit Ausnahme des Getreides, das in die erste Steuerklasse gehört: „Blumen, Früchte, Wurzeln, gesammelte Blätter, Küchenkräuter und Gras“; ferner gehören hierher Fleisch, Honig, Butter, Parfumes, Medizinen und Flüssigkeiten, also landwirtschaftlich-technische Produkte; und schliesslich noch Gegenstände aus Leder, Rohr, Ton und Stein. Diese Zusammenstellung lässt sich allerdings weder allein als „Arbeitsprodukt“, noch allein als „Bodenprodukt“ bezeichnen. Doch lässt sich vielleicht ein allgemeiner Gesichtspunkt finden, von dem aus diese Dinge zu betrachten wären; es sind durchaus Gegenstände der unmittelbaren Konsumation, die Abgabe darauf ist also eine Konsumsteuer, die gemäss der herrschenden Naturalwirtschaft in natura geleistet wurde. Genau so, wie der germanische Bauer dem Gutsherrn seine Zinse in Butter, Eiern, Hühnern, Honig u. s. w. zahlte, so zahlte auch der Hindu seine Abgabe in dieser Form.

Eine Preissteigerung, die eine Folge dieser Steuer sein sollte, dürfte praktisch nicht in's Gewicht gefallen sein, denn infolge der

---

[1]) Bain, a. a. O., p. 342.

Naturalwirtschaft d. h. der Produktion dieser Gegenstände meist für den eigenen Bedarf waren alle diese Produkte niemals oder wohl nur ausnahmsweise Gegenstand des Handels.

Der einzige Einwurf, den Mill gegen diese Steuer erheben kann, ist der, dass ihre Feststellung einen täglichen Besuch des Steuerbeamten in jeder Familie voraussetze, wobei es an Versuchung zum Betrug auf Seiten der Besteuerten und zur Unterdrückung von Seiten der Steuerkollektoren nicht fehlen würde. Dass der Gesetzgeber einen erfahrungsmässig festgestellten Durchschnitt annimmt, kann Mill nicht begreifen; dass ferner der mit einem Sechstel angesetzte Steuerbetrag nur eine oberste Grenze ist, geht aus dem Wortlaut des Gesetzes hervor: „Er (der König) mag ein Sechstel nehmen...“

3. Die Steuer auf angesammeltes Vermögen. Dieselbe betrifft nach dem Texte des Gesetzes von Manu „Vieh, Edelgestein, Gold, Silber“. Versteuerbar ist der jährliche Zuwachs, — nicht jedes Jahr der Gesamtvorrat, — mit einem Fünftel. Mill findet an dieser Steuer am wenigsten auszusetzen, denn sie trifft in Indien die Schatzbildung, also totes Kapital; anders wäre es allerdings in einem Lande mit Industrie, wo dieses Kapital nicht liegen, sondern umlaufen und produzieren würde.

4. Die Steuer auf Käufe und Verkäufe. Das ist eine Verkehrssteuer. Sie erschwert „den Uebergang von Eigentum aus einer weniger nützlichen in eine mehr nützliche Anlage“, sie ist eine Steuer auf das umlaufende Kapital, daher verwerflich.

5. Die Kopfsteuer, in Geld zu entrichten. Diese Steuer, die in Geld oder in einem anderen allgemeinen Wertmesser bezahlt werde, sei verwerflich, denn sie treffe verschiedene Personen verschieden schwer. Gerade für diese Steuer aber passt der Vorwurf der Ungleichheit nicht, denn nur „die ärmeren Bewohner seines (des Königs) Reiches, welche vom Kleinhandel leben“ [1]) hatten dieselbe zu entrichten und sie dürfte daher nicht so unzulässig gewesen sein, da sie nur eine ziemlich gleichartige Kategorie von Leuten betraf. Ueber die Höhe dieser Steuer weiss Mill nichts zu berichten.

---

[1]) Hist., Bd. I, p. 202.

Bemerkenswert ist wohl, dass Mill gelegentlich seiner Ausführungen über die ungleichmässige Verteilung von Steuern für die Progressivsteuer eintritt.

6. Die Kopfsteuer, in Arbeit zu entrichten. Diese letzte von den aufgeführten Steuern unterscheidet sich von der unter 5 erwähnten Kopfsteuer dadurch, dass das Zahlnngsmittel hier Arbeit ist. Diese Steuer trifft „niedere Handwerker, Gewerbsleute und dienende Leute, die ihren Unterhalt durch Arbeit finden.“ [1]) Alle hier aufgezählten Leute leben von ihrer Hände Arbeit allein, von ihrem Arbeitslohn. Da wir wohl annehmen dürfen, dass der Arbeitslohn auch zu damaliger Zeit in Indien dem Arbeiter bloss den notwendigen Lebensunterhalt gewährte, — warum sollte das „eherne Lohngesetz“ der Sache nach nur in germanischen Ländern zur Zeit der Naturalwirtschaft gegolten haben? [2]) — so konnte der Arbeiter in keiner anderen Weise seinen Beitrag zur Deckung der Auslagen der Regierung leisten, als eben in Arbeit. Die Arbeitsfrohnen in Deutschland könnten auf den ersten Blick als mit dieser „Arbeitssteuer“ vergleichbar erscheinen; doch erweisen sie sich bei näherem Zusehen als etwas ganz anderes, sie müssen auch etwas ganz anderes sein, da die Verhältnisse ganz anders lagen als in Indien. Denn sehen wir doch einmal zu, auf wem die Arbeitsfrohnen in Deutschland lasteten? Auf dem Leibeigenen. Nun war aber die Leibeigenschaft in Indien keineswegs in demselben Grade und nach derselben Richtung hin ausgebildet, wie bei uns, denn wir haben dort noch nicht die feudale, sondern zum Teil noch die markgenossenschaftliche Naturalwirtschaft. Die Leibeigenen Deutschlands waren zumeist Bauern und in Indien entsprach ihnen die Kaste der Vaisyas, die Ackerbau und Handel trieben. Die im Gesetze aufgeführten „niederen Handwerker, Gewerbsleute und dienenden Leute“ aber gehörten zur Klasse der Sudra und der Burren Sunker. Die Frohnen, die eine Entschädigung für die Uebernahme des militärischen Dienstes und für gewährten Schutz waren, wurden dem Inhaber des Untereigentums an den Inhaber des Obereigentums bezahlt. In Indien aber wurde die Arbeitssteuer an den König

---

[1]) Gesetze Manu's, Kap. VII, p. 127, 128.

[2]) Vergl. diesbezüglich die Ausführungen in A. Oncken's „Geschichte der Nat.-Oek.“, p. 96.

entrichtet, — der zwar nach Mill das Obereigentum innehatte, — und zwar nicht von einem Leibeigenen, sondern von einer freien Kaste, auch nicht als eine Entschädigung für angenommene Leistungen, sondern als ein Beitrag an die Kosten des Staatshaushaltes resp. als ein Tribut, d. h. als Zeichen der Unterordnung unter den König. Allerdings oblag es diesem König, die Kaste der Krieger zu erhalten, was er aber in ganz anderer Weise besorgte als der Feudalherr. Dieser hielt und fütterte sein Gefolge an seinem Tische, jener aber verteilte seine Krieger über das Land unter der Aufsicht der Gouverneure, die wahrscheinlich an den von den Bauern bezogenen Steuern für deren Unterhalt einen Abzug machten. Eine Erklärung für diese Steuer können wir nur darin finden, dass der Gesetzgeber, wie wir schon hervorgehoben haben, diese Bevölkerungsklassen zum Zeichen der Unterordnung unter den König mit einer solchen Abgabe belegte, deren Eintreibung durchaus nicht regelmässig geschah und dem freien Ermessen des Fürsten anheimgestellt blieb.

Die Produktion behandelt Mill in dem Kapitel „Künste“. Auch hier finden die Inder keine Gnade vor seinen Augen. Ihre Baukunst ist „roh“ und „plump“, — sie verstanden es ja nicht einmal einen Bogen zu wölben! (Die Griechen auch nicht!) — ihr Ackerbau ist „roh“ und „niedrig“, von den schönen Künsten gar nicht zu reden. Einzig und allein in der Weberei und in der Bijouterie haben sie es zu einem „erheblichen Grade der Vollendung“ gebracht.

Allerdings! Wir haben es hier nicht mit der Manufaktur einer kapitalistischen Wirtschaftsperiode zu tun, sondern mit der Hausindustrie der Naturalwirtschaft. Alle Umstände weisen darauf hin.

Betrachten wir zunächst den Ackerbau, wie ihn Mill darstellt. Die Werkzeuge für denselben, Pflug und Egge, sind „roh“; der Pflug, „ein paar Holzstücke zusammengesteckt“, die Egge, „ein Baumast“ oder „Holzklotz“, der teils als Walze, teils als Egge funktioniert, oder an noch anderen Orten „ein Ding, ähnlich einer Leiter von 18 Fuss Länge“. Die günstigste Zeit des Anbaues wird von den Bauern nicht berücksichtigt, das Feld wird erschöpft, eine Brache und den Fruchtwechsel kennen die Inder nicht. Verschiedene Arten von Getreidefrüchten werden durcheinander gesät, Senf, Flachs, Weizen u. s. w. Was zuerst reif

ist, wird ausgerissen, dabei das andere niedergetreten u. s. w. Genug des schönen Bildes, das uns Mill entwirft!

Was sagt Wilson dazu?

„Dass die Inder, was den Landbau anbelangt, sehr zurückgeblieben sind, mag zugegeben werden; aber vieles, was ihnen hier vorgeworfen wird, ist unwahr. Den Bauern der Hindu fehlt es keineswegs an Beobachtungsgabe und Verständigkeit, ihre Massnahmen richten sich nach der Kenntnis ihres Bodens und Klimas, unter welchem die schwerfälligen Werkzeuge und mühsamen Arbeitsmethoden Europas gar nicht am Platze wären. Die Behauptung, dass der indische Bauer die für die Aussaat passendste Jahreszeit nicht kenne, widerspricht bekannten Tatsachen; denn nichts kann regelmässiger sein, als die periodische Wiederkehr der Ernte. Noch auch ist der indische Bauer mit dem Fruchtwechsel unbekannt, obzwar der Boden diesen im allgemeinen nicht verlangt; wo das Produkt den Boden erschöpft, wie dies beim Zuckerrohr der Fall ist, da bezeugt Dr. Roxburgh, dass die Inder „nicht öfter als jedes dritte oder vierte Jahr zum zweitenmal Zuckerrohr anbauen, indem sie den Boden entweder ruhen lassen oder ihn zum Anbau solcher Pflanzen verwenden, welche ihn verbessern; und solche Pflanzen kennt der indische Bauer ganz genau." (Asiatic Annual Reports, 1802, Tracts p. 7.) [1])

Da haben wir also das genaue Gegenteil von Mill's Darstellung.

Wesentlich ist in Indien für den Ackerbau die Bewässerung, die dort nach dem sogenannten Tanksystem eingerichtet ist. Diese Tanks sind Reservoirs, in denen das Wasser zur Regenzeit gesammelt wird, um dann in der trockenen Jahreszeit je nach Bedarf auf die Felder geschafft zu werden. Nach Mill's Ansicht wurden diese Reservoirs von der Regierung unterhalten und er begründete seine Meinung damit, dass von ihnen das Einkommen der Regierung abgehangen habe. Wir sind wohl geneigt, uns dieser Ansicht anzuschliessen, jedoch nur für die Zeit der mohamedanischen Herrschaft; vor dieser — und vielleicht auch, wenigstens zum Teil, während derselben — dürfte die Gemeinde sowohl die Anlage dieser Tanks, als auch deren Erhaltung besorgt haben;

---

[1]) Hist., Bd. II, p. 18, Anm. 2.

es stützt sich diese unsere Ansicht auf das früher nachgewiesene Vorhandensein eines Gemeineigentums an Grund und Boden, sowie auf den Umstand, dass diese Tanks nie von mehreren Dörfern gemeinsam benützt werden, sondern dass jedes Dorf eines oder mehrere derartige Wasserreservoirs für sich hat.

Neben dem Ackerbau trieben die einzelnen in der Markgenossenschaft vereinigten Familien auch Hausindustrie. Sie webten ihre Kleider selbst, sie flochten ihre Matten, sie verfertigten die Werkzeuge, die sie für den Ackerbau und die Hauswirtschaft benötigten. Eine besondere Fertigkeit erreichten die Inder in der Weberei. Warum? Die östlichen Völker, insbesondere jene, die unter einer heissen Sonne leben, lieben eine prachtvolle, feine und kostbare Kleidung. Zahlreiche Schriftsteller, die Mill selbst hier in diesem Abschnitte zitiert, machen gerade in den angeführten Stellen auf diesen Umstand aufmerksam. Die Natur zwang die Bewohner von Hindostan nicht, den grössten Teil ihrer Zeit auf den Aeckern mit der Pflege der Feldfrüchte zu verbringen. Auf einen weiteren erklärenden Umstand macht uns Orme in einem von Mill angeführten Abschnitt aufmerksam: „Ein Volk, geboren unter einer so glühenden Sonne, dass die zur Heranbildung einer kraftvollen Nation notwendigen Uebungen und Anstrengungen unmöglich sind, wird naturgemäss infolge seiner körperlichen Schwäche (besonders, wenn seine Bedürfnisse gering sind) darnach streben, seinen kargen Lebensunterhalt durch die leichtesten Arbeiten zu erwerben. Das ist vielleicht der Grund, dass die Tuchmacher in Hindostan so zahlreich sind. Spinnen und Weben sind die leichtesten Arbeiten, die man einem Manne zuweisen kann und die Zahl derer, die nichts anderes tun, ist in diesem Lande ungeheuer gross.“ [1])

Alle diese Umstände machten die Weberei zur hauptsächlichsten Beschäftigung zunächst neben dem Ackerbau und nur für den eigenen Bedarf. In dem Momente aber wo man mit anderen Nationen in Verkehr trat, welche die Webeprodukte so hoch schätzten, dass sie ebensoviel dafür bezahlten, ja noch mehr als der Ackerbau eintrug, konnte diese Industrie zur Hauptsache, der Ackerbau zur Nebensache werden, ja sie konnte sich sogar vom Ackerbau ganz loslösen und sich verselbständigen.

---

[1]) Orme, „On the governement and peuple of Indostan, p. 409.

Diese Trennung fand ihre mythologische Darstellung in der Sage von dem Entstehen der Burren Sunkers.

Wurde nun einmal die Weberei oder irgend ein Handwerk als Haupt- oder einzige Beschäftigung betrieben, so brachte das naturgemäss eine Vervollkommnung mit sich, eine höhere Fertigkeit und damit auch eine grössere Billigkeit, so dass schliesslich die Hauswirtschaft diesen aus ihr losgelösten Arbeiter wieder zurückrief, wenn sie seiner bedurfte, ihn sozusagen „stören" liess. Das zeigt folgende Stelle: „Der Schreiner, der Schmied, der Kupferschmied, sogar der Goldschmied und Juwelier, von anderen nicht zu sprechen, erzeugen ihre Waren nicht in ihren eigenen Häusern oder Werkstätten, wie dies in einem fortgeschrittenen Zustand der Gewerbe geschieht, wo die für sie notwendigen Vorrichtungen am besten vereinigt werden können; sie begeben sich zur Ausführung jeder Arbeit mit ihrem Werkzeugsack in das Haus ihres Auftraggebers und hier vollführen sie die Arbeit, zu der man sie herbeigerufen." [1])

Neben der Weberei brachten es die Inder noch in der Färberei und Druckerei der Gewebe zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Alle anderen Handwerke bei den Indern sind — nach Mill — „roh" und „unvollendet", ihre Werkzeuge sind „spärlich", „unvollkommen" und „roh", für Mill ein Beweis, dass das Volk der Inder unkultiviert und „roh" war und ist.

Der Handel: Mill, dieser Vorkämpfer und Verteidiger des Handels überhaupt, des Freihandels insbesondere, — hat er doch in seinem Buche „Commerce defended" eine Lanze gebrochen für Englands Handel (man möchte mit einem modernen englischen Schriftsteller sagen: „a stockbroker in armour") — hat über den Handel der Inder vor dem Kommen der ostindischen Kompanie nichts als ein par kurze, zerstreute Bemerkungen in seinem umfangreichen Werke gemacht. Und von diesem Wenigen ist nicht alles richtig.

Vor allem fällt uns folgender Satz auf: „Sie (die Inder) tauschten ihre Waren nicht durch das Mittel der Edelmetalle aus. Indiens Handel war gleich wie in den unkultiviertesten Erdteilen hauptsächlich Tauschhandel und Steuern zahlte man dort, wie

[1]) Hist., Bd. II, p. 24, 25.

wir schon gesehen haben, in natura.“ [1]) Dieser Satz enthält zunächst die Behauptung, die Inder hätten hauptsächlich Tauschhandel getrieben, dann, gewissermassen als Beweis hierfür, die zweite Behauptung, dass sie ihre Steuern in natura zahlten.

Beides ist entschieden richtig. Nur hat Mill hier den wichtigen Unterschied zwischen inländischem und ausländischem Handel vergessen. Im Inlande war, entsprechend der Naturalwirtschaft, soweit es überhaupt einen Handel gab, zweifelsohne Tauschandel. Aber im Verkehr mit dem Auslande war es bei Weitem anders. Das beweist schon der Umstand, dass es lange vor dem Einfalle der Mohamedaner Goldmünzen im Lande gab, obzwar Mill behauptet: „Vor Akbar wurde in dem grössten Teile Indiens weder Gold noch Silber zum Zwecke des Umlaufes geprägt; vor dieser Zeit waren kleine Kupferstücke die einzige Münze.“ [2]) Mit Recht sagt Wilson in der Anmerkung, die sich auf diese Stelle bezieht: „Indiens Handel mit Rom und Griechenland wurde von Seiten dieser Staaten, wie wir aus unzweifelhaften Quellen wissen, hauptsächlich durch den Export von Edelmetallen unterhalten. Jene Stellen in Tacitus und Plinius sind wohl bekannt, in welchen die verschwenderische Hingabe von Silber im Tausch gegen die Gewürze und seidenen Stoffe Indiens als nationales Uebel beklagt wird. Noch auch ist es wahr, dass man vor der Zeit Akbars (1557-1605) die Prägung von Gold- und Silbermünzen nicht gekannt hat. Grosse Mengen beider Arten, die aus einer der Periode der Eroberung durch die Mohamedaner lang vorangehenden Zeit stammen müssen, wurden in verschiedenen Teilen des Landès gefunden.“ [3])

Wie kommt nun Mill aber zu der Behauptung, dass Indiens Handel hauptsächlich Tauschhandel war? Folgendes sind in Kürze seine Ausführungen: Man berichtet von ungeheueren Massen von Gold und Silber und Edelgestein in Indien, welche dortselbst sehr geschätzt wurden. Diese Dinge seien aber nur dort geschätzt, wo sie selten sind. Die Fürsten umgäben sich damit, um „ihrer Eitelkeit zu schmeicheln“ und „die Augen der Menge zu blenden“. Es sei dies ein Umstand, der entschieden auf „ein armes Land

[1]) Hist.. Bd. II, p. 145.
[2]) Hist., Bd. II, p. 145.
[3]) Hist., Bd. II, p. 145. Anm. 1.

und ein barbarisches Zeitalter" hinweise. Jetzt lassen wir Mill selbst das Wort: „Die Wissenschaft der politischen Oekonomie liefert den Beweis für diesen Schluss. Denn war das Volk reich an Gold und Silber, so müssen diese Güter in Geldform zirkuliert haben. Aber keine Nation hat mehr Gold und Silber in Geldform, als was dem Werte ihrer tauschbaren Waren entspricht. Nun vereinigt sich aber alles, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Regierung und Geschichte, zum Beweise, dass Hindostans Volk an Waren keinen Ueberfluss hatte. Ihre Waren wurden nicht durch das Mittel der Edelmetalle ausgetauscht. Indiens Handel war, gleich wie in den unkultiviertesten Erdteilen, hauptsächlich Tauschhandel." [1])

Dieser Satz spricht genug! Was ist das ferner für ein Widerspruch: Gold und Silber in Geldform entsprechen dem Tauschwert der vorhandenen Güter; Indien soll aber wenig gemünztes Edelmetall gehabt haben, daher war es arm. Nun trieb aber das Volk dieses Landes doch Tauschhandel, also Handel ohne Dazwischentreten des Geldes, wie Mill selbst beweist. Eben aber, weil es einen Teil seines Handels ohne Hilfe dieser Tauschmittel besorgte, so bedurfte es gar nicht einer Geldmenge, deren Tauschwert dem seiner Waren entsprochen hätte, brauchte also deshalb keineswegs ein armes Land zu sein — schon der Umstand, dass sich die ostindische Kompanie dort festgesetzt hat, spricht dagegen, — und konnte seine Edelmetalle in anderer Weise verwenden. Die Schatzbildung, die bei den Indern doch eine so grosse Rolle spielt, scheint Mill hier ganz entschwunden zu sein.

Es wäre hier nun noch die Frage kurz zu streifen, warum die Inder hauptsächlich Gold und Silber vom Ausland im Tausch gegen ihre Waren verlangten. Es scheint nicht schwer, dies zu erklären. Ein Volk in einem so reichen Lande, das fast alle Bedürfnisse mit einem nur geringen Aufwand von Arbeit befriedigen kann, ein Volk, schmuck- und prachtliebend, wie die Völker des südlichen Asien überhaupt, hatte ja kaum etwas anderes zu verlangen, als jene kostbaren Metalle, die es in seinem eigenen Lande nur wenig fand oder zu finden verstand. Und dieser Durst nach den gleissenden Erzen hat sich in ungeminderter Stärke

[1]) Hist., Bd. II, p. 144, 145.

durch die langen Jahrhunderte erhalten. Es ist aus Mill's Werk selbst zu ersehen, dass die Schiffe der ostindischen Kompanie lange Zeit hindurch zum grösseren Teil Gold- und Silberbarren nach den Küsten Indiens trugen, und erst später die nützlichen Manufakturprodukte Englands die Mengen des ausgeführten Edelmetalls überwogen, nie aber ganz zu verdrängen vermochten, selbst nicht bis auf den heutigen Tag.

2. Die ostindische Kompanie.

Wir haben es versucht, die wirtschaftliche Verfassung der Inder aus dem falschen Lichte, in dem Mill sie dargestellt hat, in das richtige zu setzen. Wir haben gesehen, dass bei den Indern die Naturalwirtschaft herrschte. Hier aber ist dieses Volk stehen geblieben, solange bis die Europäer, die sich damals schon in dem Stadium der Geldwirtschaft befanden, in ihr Land kamen. Es ist also hier folgender Vorgang zu bemerken: Zu der im Lande herrschenden Naturalwirtschaft kam von Aussen her die Geldwirtschaft.

Derartige Beispiele des Zusammenstosses zweier verschiedener Wirtschaftssysteme haben wir schon in der Weltgeschichte gehabt; so stiessen im Römerreiche zur Zeit seines Zerfalles zwei grundverschiedene Wirtschaftssysteme aufeinander, nur war hier das Verhältnis ein umgekehrtes: Im Lande herrschte die Geldwirtschaft und von Aussen kam die Naturalwirtschaft der Germanen.

In beiden Fällen hatte dieses Aufeinanderprallen zweier verschiedener Wirtschaftssysteme einen anderen Erfolg. Die Geldwirtschaft der Römer wurde von den Germanen vernichtet, die Naturalwirtschaft triumphierte, und erst Jahrhunderte später verwandelte die erstere ihre Niederlage in einen Sieg, indem sie sich neuerdings aus der Naturalwirtschaft durch die Zwischenform der gebundenen Geldwirtschaft entwickelte.

Bei den Indern ist der Sieg auch auf Seiten der Geldwirtschaft, ganz vielleicht noch nicht einmal heute, aber es ist unzweifelhaft, dass er sich dorthin neigt. Hier hat aber im Laufe der Jahrhunderte das Zusammentreffen der beiden Wirtschaftssysteme noch keine vernichtende Wirkung für das eine oder

das andere gehabt. Sie bestanden, ja sie bestehen zum Teil noch heute nebeneinander. Dies ist wohl durch den Umstand zu erklären, dass in Indien die Sieger, nicht so wie die Germanen, das Land, als das wichtigste Wirtschaftsmittel, für sich zu unmittelbarem Gebrauche in Anspruch nahmen und die Bewohner zum Teil oder ganz vertrieben, sondern nur das Erbe der indischen Fürsten antraten, indem sie das Gebiet unter ihre Oberhoheit, in ihren Schutz nahmen, dem Gemeinwesen aber ihren Besitz beliessen, ja sogar aus einem gemeinsamen ein Privateigentum schufen (Lord Cornewallis' Reform, die wir später eingehender besprechen werden), d. h. also den Bewohner an den Boden binden, diesem Boden einen in höherem Grade interessierten Bearbeiter zuteilen und erhalten wollten. Dadurch, dass die ursprünglichen Bewohner im Lande verblieben, sowie dadurch, dass es niemals zu einer engen Vermischung der Eingebornen mit den Eingewanderten kam, spaltete sich der Verkehr in zwei Teile: Einerseits ein Verkehr der Inder untereinander, anderseits ein Verkehr zwischen den Indern und der Kompanie. Die Trennung der beiden Verkehrssphären ist nicht streng durchzuführen, am allerwenigsten an der Hand von Mill's Werk. Das Geschäft der Kompanie in Indien selbst hat unser „Historiker" nur in grossen Zügen nach den Berichten anderer dargestellt, und da er den Gang desselben nie mit eigenen Augen gesehen hat, so ist es ihm auch nicht gelungen, in dieses wirre Getriebe nur einigermassen Ordnung zu bringen.

Den Verkehr der Inder untereinander haben wir schon gelegentlich der Besprechung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Hindostan als Tauschhandel charakterisiert. Wir können hier gleich zum Aussenhandel übergehen.

Die ostindische Handelskompanie importierte zweierlei nach Indien:

1. Manufakturwaren;
2. Edelmetalle.

Zuerst berichtet uns Mill über die Verwendung der von Europa gebrachten Waren. Dieselben wurden verauktioniert. Ursprünglich brachten die Engländer selbst diese Waren nach den Städten und Märkten des Inlandes, später aber, bald nach der Verschmelzung der beiden Kompanien zu einer (1711) überliess man diesen In-

landtransport mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Wege den Eingebornen. Diese englischen Waren nun wurden direkt gegen indische eingetauscht. Zwar gibt uns das Geschichtswerk hierüber keine Auskunft, doch dürfte dem so gewesen sein, d. h. die englischen Waren wurden nicht etwa zuerst gegen Edelmetall, und dann dieses gegen indische Waren getauscht. In späterer Zeit, als die eingebornen Zwischenhändler sich zwischen den Importeur und den Konsumenten eingeschoben hatten, mögen diese die Grenzen zwischen den beiden Verkehrssphären gewesen sein, indem sie die englischen Waren gegen Edelmetall tauschten, diese Waren dann gegen indische Waren, und schliesslich die indischen Waren wieder gegen Edelmetall.

Aber nicht immer und überall war es wohl angängig, dem bedürfnislosen Inder die westeuropäischen Produkte als Entgeld für die seinen aufzudrängen, am allerwenigsten in der ersten Zeit. Da wollte der schätzelüsterne Hindu nur gutes Gold und klingendes Silber im Tausch gegen die Erzeugnisse seines Landes und seiner Kunstfertigkeit annehmen und die East India Merchants mussten ganz gewaltige Mengen edler Metalle auf ihren Seglern nach den indischen Häfen verfrachten. Einen wichtigen, ja vielleicht den wichtigsten Teil der aus Indien nach England importierten Waren bildete das Produkt des indischen Webstuhles, zu dessen Ankauf wohl der grösste Teil der eingeführten Gold- und Silberbarren verwendet worden sein dürfte, der nach Abzug der Bestechungsgelder, — zu Bestechungszwecken verbrauchte die Kompanie ganz ungeheure Summen! — der Gehälter für die Beamten und des Soldes für die Soldaten übrig blieb. Der Ankauf der Webeprodukte ist ein ungemein verwickelter Prozess, der auf die ganze Maschinerie der ostindischen Kompanie in Indien ein grelles Licht wirft, so dass wir uns veranlasst sehen, denselben an der Hand von Mill's Bericht eingehender zu schildern.

Zwischen den europäischen Agenten der Kompanie und den indischen Webern sind nicht weniger als vier Mittelspersonen eingeschoben. Zunächst hat der Agent einen „banyan“ [1]) neben sich, der ein indischer Grosshändler ist und als Sekretär des Europäers und als Vermittler zwischen diesem und den Eingebornen fungiert.

---

[1]) „Banuan i. e. Hindu merchants, often extremely rich.“ Hist., Bd. II, pag. 338, Anm. 4.

Dieser „banyan“ mietet Makler gegen ein monatliches Fixum; diese Makler, „gomashtas“ genannt, wohnen in den verschiedenen Dörfern und treten zunächst mit den „dallals“, einer neuen Sorte von Unterhändlern, in Verbindung. Die „dallals“ nun haben unter sich die „pycars“, die in der Reihe der Zwischenhändler den letzten Platz einnehmen und mit dem indischen Weber unmittelbar verkehren. Die Weber erhalten einen Vorschuss, genügend gross, um die notwendigen Rohstoffe zu kaufen und wenigstens einen Teil ihrer Arbeitszeit hindurch ihren Unterhalt zu haben. Die fertigen Stücke, jedes mit dem Namen des Webers versehen, werden beim „gomashta“ gesammelt, geprüft und der Restbetrag ausbezahlt, wobei man es natürlich nicht unterlässt, dem Weber nach Möglichkeit Abzüge, oft bis zu 30 und 40 % zu machen. Die in dem Wohnsitz des „gomashta“ gesammelte Ware wird von dem dort befindlichen Warenhause — „kottah“ genannt — nach der Küste transportiert und nach Europa verschifft. Hier wird sie von dem vierten Komitee, dem „Committee of Warehouses“ übernommen.

Das führt uns zu der Organisation der ostindischen Kompanie. Mill vergleicht die Verfassung der East India Merchants mit der britischen Verfassung, indem die Generalversammlung der Aktionäre („Court of Proprietors“) das Volk bedeute, die Direktoren („Court of Directors“) einen aristokratischen Senat und der Präsident den Souverän[1]). Es seien hier also die monarchische, die aristokratische und die demokratische Regierungsform „gemischt und kombiniert“, aber das demokratische Element sei entschieden überwiegend, da der „Souverän“ und die „Aristokratie“ gewählt werden und ihre Herrlichkeit auf ein Jahr (ausgenommen bei Wiederwahl) beschränkt war. Theoretisch sei an dieser „Konstitution“ nichts auszusetzen; in der Praxis stelle sich aber die Sache ganz anders dar. Die Aktionäre kümmerten sich nicht viel um die Geschäftsführung, denn „zu überwachen, zu prüfen, zu untersuchen ist Arbeit, und Arbeit ist eine Plage“ [2]). Sie überliessen alles den 24 Direktoren und so sei es gekommen, dass das aristokratische Element das herrschende und überwiegende wurde.

---

[1]) Stimmrecht in der Generalversammlung hatte der Besitzer von Aktien im Werte von mindestens 500 Pfund Sterling; ein Mehrbesitz sicherte keine weitere Stimme. Direktoren konnten nur Besitzer von weniger als 2000 Pfund Sterling Aktien werden.

[2]) Hist., Bd. III, pag. 4.

Die Geschäfte der Kompanie wurden anfänglich von zehn, später von zwölf Ausschüssen („committees“) geführt, die sich aus den Direktoren zusammensetzten und deren Wirkungskreise folgendermassen abgegrenzt waren:

1. Das Korrespondenzkomitee (The Committee of Correspondenc) mit dem ausgedehntesten Wirkungsbereich. „Dieses besorgte in der Tat die obersten Regierungsgeschäfte der Kompanie; alles andere war nebensächlich und untergeordneter Art“ [1]). Es war dies das Departement, in welchem Mill tätig war.

2. Das Prozesskomitee (The Committee of Law-suits). Bei dessen Erwähnung ergreift Mill die Gelegenheit zu einem Ausfall gegen die Kompanie, indem er sagt: „Es ist sehr bezeichnend, dass es genug Arbeit dieser Art gab, um ein ganzes Komitee zu beschäftigen“ [2]).

3. Das Schatzkomitee (The Committee of Treasury), welches die Geld- und Kassengeschäfte der Kompanie besorgte.

4. Das Warenhauskomitee (The Committee of Warehouses), dem das Importgeschäft nach England zugewiesen war.

5. Das Rechnungskomitee (The Committee of Accounts), dem die Kontrolle der Rechnungen oblag.

6. Das Einkaufskomitee (The Committee of Buying). Dieses hatte die wichtigsten Exportartikel zu kaufen (Blei und Wollwaren) und die Güter bis zu deren Verschiffung zu verwahren.

7. Das Hauskomitee (The Committee of the House). Ihm war das zugewiesen, was an einem fürstlichen Hofe dem Haushofmeister obliegt.

8. Das Schifffahrtskomitee (The Committee of Shipping), das den Einkauf für den Export besorgte, soweit dies nicht vom sechsten Komitee geschah, hauptsächlich aber den Schiffsverkehr.

9. Das Komitee für den Privathandel (The Committee of Private Trade). Seine Aufgabe war der Frachtentransport für Private (die Kompanie beförderte nämlich in ihren Schiffen auch Güter auf private Rechnung).

10. Das Komitee zur Verhinderung der Ausdehnung des Privathandels (The Committee for Preventing the

---

[1]) Hist., Bd. III, pag. 5.

[2]) Ebenda.

Growth of Private Trade). Es hatte das Monopol der Kompanie zu schützen.

Später als die Kompanie eine Armee unterhielt und ausgedehnte Länder regierte, kamen noch dazu „das Armeekomitee" (The Committee for the Employment of Troops) und das „Komitee der Territorialregierung" (The Committee for the Government of Territory).

Die erste tiefgreifende Aenderung dieser Verfassung erfolgte trotz heftigsten Sträubens der Kompanie im Jahre 1773. Es wurde das Stimmrecht der Aktionäre in der Generalversammlung einer Neuordnung unterzogen und zwar in folgender Weise: Erst der Besitz von Aktien im Werte von 1000 £ verlieh eine Stimme, 3000 £ zwei Stimmen, 6000 £ drei Stimmen und 10,000 £ vier Stimmen. Die einjährige Amtsdauer der Direktoren wurde auf vier Jahre ausgedehnt, indem jährlich sechs von den vierundzwanzig neu gewählt werden sollten. Ferner sicherte sich die Regierung eine ausgedehnte Kontrolle der indischen Angelegenheiten.

Mill's Kritik an dieser Reform ist folgende: Das Einzige, was sie wirklich bewirkte, war, dass die Verfassung der Kompanie noch mehr oligarchisch wurde; sonst zeigte sich nicht einmal die Tendenz, den Uebeln abzuhelfen.

Schon im Jahre 1784 erfolgte die zweite grosse Aenderung durch Pitts Akte. Zunächst wurde eine Kontrollbehörde eingesetzt, „The Board of Controll", bestehend aus sechs vom König zu wählenden Mitgliedern des geheimen Rates (Privy Council), dessen Wirkungsbereich folgendermassen umgrenzt war: „Von Zeit zu Zeit alle Handlungen, Unternehmungen und Betreffnisse, die in irgend einer Weise auf die Zivil- oder Militärgewalt, oder auf die Steuern, die Territorien und Besitzungen der besagten Vereinigten Kompanie Bezug haben, zu prüfen, zu beaufsichtigen und zu kontrollieren." [1]) Den Verfügungen dieser Behörde hatten die Direktoren unbedingt Folge zu leisten, und nur wenn dieser „Board of Controll" seinen Wirkungskreis überschritt, d. h. sich in die rein kommerziellen Angelegenheiten einen Eingriff erlaubte, so stand es den Direktoren frei, „an den König im Rate zu ge-

[1]) Hist., Bd. IV, p. 395.

langen“ (to refer tho the King in Council); ja sogar geheime Befehle, ohne dass die Direktoren von denselben Einsicht zu nehmen befugt waren, konnte diese Behörde direkt nach Indien senden. Diese Einrichtung nun wird von Mill's schärfster und vernichtendster Kritik getroffen, denn er sieht darin einen Vorstoss gröbster Art gegen das heilige und unverletzliche „laissez faire, laissez passer“. Seine Ansicht ist die: Weder als selbständige Körperschaft, noch auch unter der kontrollierenden Aufsicht des Staates tut die Kompanie gut. Also fort damit!

Eine zweite Bestimmung dieser Akte schuf das „Geheimkomitee“ (Committee of Secrecy) das, „höchstens dreigliedrig“, aus den Direktoren gewählt werden sollte und das die geheimen Verordnungen des „Board of Controll“ übermitteln und die diesbezüglichen Antworten aus Indien empfangen sollte, ohne dieselben zur Kenntnis der Direktoren gelangen zu lassen. Gegen diese Institution wandte sich Mill auch gelegentlich seiner Einvernahme vor den Parlamentskommissionen im Jahre 1832, wo er sich gegen die dem Generalgouverneur zugeteilte Machtbefugnis wendet und das Geheimsystem verurteilt. [1]) Der nächste Punkt von Pitt's Akte bestimmt, dass die Angestellten der Kompanie ein Verzeichnis des von Indien mitgebrachten Vermögens vorlegen mussten; der Zweck dieser Bestimmung ist nur allzudeutlich; sie war gegen Annahme von Bestechungsgeldern und gegen den Missbrauch der Amtsgewalt gerichtet. Selbst Mill findet hier nichts weiter zu tadeln, ausser, dass diese Institution auf Indien allein beschränkt sei.

Schliesslich wäre noch zu erwähnen, dass durch diese Akte ein neuer Gerichtshof geschaffen wurde, „zur Verfolgung und zur Verbringung zu rascher und angemessener Bestrafung jener britischen Untertanen, die sich der Erpressung und anderere Missetaten schuldig gemacht, während sie ein Amt im Dienste des Königs oder der Kompanie in Indien innehatten.“ [2])

Das sind die wesentlichsten Punkte der Pitt'schen Akte, die im Allgemeinen von Mill verurteilt wird. Die Bestimmungen dieses Gesetzes blieben im grossen und ganzen unverändert und

---

[1]) Vergl. Bain, p. 345.

[2]) Hist., Bd. IV, p. 407.

die Verfassung der Kompanie dieselbe bis zum Jahre 1853, wo der Gesellschaft die ausschliessliche Verwaltung abgenommen wurde und sich der Staat die Ernennung von drei Direktoren vorbehielt. Das kaufmännische Monopol wurde der Gesellschaft im Laufe der Zeit Stück für Stück entrissen und 1835 ging auch das letzte, der Teehandel, verloren.

Aus dem Gesagten lässt sich ersehen, dass Mill mit Bezug auf ökonomische Vorgänge in der „Geschichte von Britisch Indien" ebenso unhistorisch verfährt, wie in seinen rein ökonomischen Schriften, dass sein ökonomisch-politisches Glaubensbekenntnis, wie es uns in diesem seinem Geschichtswerke entgegentritt, in allen wesentlichen Punkten mit dem in den „Elements", als seiner ökonomischen Hauptschrift niedergelegten übereinstimmt. Die Methode seines angeblichen ökonomischen Lehrmeisters, Adam Smith, hat er ganz und gar über Bord geworfen, selbst in einem Werke, wo er unbedingt historisch hätte vorgehen müssen, um den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden.

Adam Smith und William Pitt, der Jüngere, in ihrem Verhältnis zur ostindischen Kompanie.

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten zu zeigen versucht, welcher Meinung über die ostindische Kompanie Mill in seinem Werke Ausdruck verliehen hat. So unangemessen, ja schädlich diese dem „Nationalökonomen“ Mill erschien, so willkommen musste sie dem „Individualökonomen“ Mill erscheinen, für den sie ein Versorgungshaus geworden ist. Gerade aus dieser zwiespaltigen Bedeutung einer wirtschaftlichen Institution hätte Mill gar leicht den Schluss ziehen können, dass die Oekonomie einer Masse und die Oekonomie eines Individuums verschiedenen Gesetzen unterworfen sind, — welchen Schluss dann später Friedrich List gezogen hat, — aber er war zu sehr „Schüler“, folgte so genau den Fusstapfen seiner Lehrmeister, — wir meinen hier nicht Adam Smith, sondern seine wirklichen Lehrer David Ricardo und J. B. Say, — dass ihm ein jeder Schritt über das von ihnen umgrenzte Gebiet hinaus zur Unmöglichkeit wurde.

Es wird nicht nur interessant, sondern auch lehrreich sein, das Urteil, welches Adam Smith in seinem „Wealth of Nations“ über die ostindische Kompanie fällt, neben das Mill'sche zu stellen und mit diesem zu vergleichen. Wir finden dasselbe erst in der dritten Auflage seines Werkes aus dem Jahre 1784, welche gegenüber den früheren Auflagen zahlreiche Ergänzungen enthält, unter denen uns insbesondere die über die Handelskompanien interessieren, die im zweiten Kapitel des fünften Buches ihren Platz fanden.

Das Smith'sche Urteil über die Handelskompanien überhaupt und die ostindische Kompanie im Besonderen steht in vollem Zusammenhange mit dem ganzen System; weder ist es so schroff, wie das Mill'sche, noch auch so einseitig, eine Institution, die sich in einem gewissen Zeitpunkte nicht bewährt oder überlebt hat, ganz und gar zu verurteilen. „Diese Kompanien obzwar sie

vielleicht zum Zwecke der Einführung gewisser Handelszweige nützlich gewesen sein mögen, ... erweisen sich im Laufe langer Zeit ohne Ausnahme entweder lästig oder nutzlos und haben den Handel entweder schlecht betrieben oder aber ihn beschränkt." [1]) Auch ist zu bemerken, dass Smith die Ostindische wohl ausführlicher bespricht, als die anderen von ihm erwähnten Kompanien, — und das ist begreiflich, zumal sie wohl die bedeutendste war und gerade zur damaligen Zeit im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stand, — aber keineswegs abfälliger oder in schärferen Ausdrücken. Dieses festzustellen mag vielleicht auf den ersten Blick überflüssig erscheinen, ist es aber durchaus nicht, sobald wir erfahren, dass Smith auch einmal Aussichten hatte, in die Dienste der ostindischen Kompanie zu treten. Denn nach alledem, was wir über die Entstehung der „Geschichte von Britisch Indien" gesagt haben, könnte leicht der Gedanke auftauchen, dass jene Ergänzungen eine ähnliche Entstehungsgeschichte hätten. Dieses ist jedoch durchaus nicht der Fall.

Der Biograph des schottischen Nationalökonomen, John Rae, teilt uns einen Brief mit, in welchem Smith dem Parlamentsmitgliede William Pultney dafür dankt, dass derselbe ihn den Direktoren der ostindischen Kompanie empfohlen habe, als es sich darum handelte, drei Spezialkommissäre zur Untersuchung des Standes der Dinge nach Indien zu senden; aus diesem Schreiben ist mit unzweifelhafter Deutlichkeit zu ersehen, Pultney habe hinter dem Rücken von Smith gehandelt, also ohne dass Smith etwas von dem Vorschlage wusste. Diese Spezialkommission kam aber überhaupt nicht zustande, denn das Parlament verbot die Aussendung einer solchen." [2]) Es hätte also Smith, der sich nicht einmal — wenigstens, soweit unsere Kenntnis geht, — um diesen Platz bemüht hatte, keinen persönlichen Grund gehabt, einem besonders heftigen gegnerischen Gefühle gegen die Kompanie Ausdruck zu verleihen. Ferner wäre hervorzuheben, dass sich dieser Vorfall im Jahre 1772 abgespielt hat, also vier Jahre vor dem ersten Erscheinen des „Wealth of Nations", wahrlich ein Zeitraum, der genügt hätte, um schon für die erste Auf-

[1]) „Wealth of Nations", Buch V, Kap. I.
[2]) J. Rae, „Life of A. Smith", p. 255, 256.

lage eine Fülle von Belastungsmaterial gegen die Kompanie zusammenzutragen und es in die schärfste Form zu prägen. Es ist kein Grund einzusehen, warum Smith mit seinem Angriff so lange gewartet hätte. Mit vollem Rechte weist daher Rae die Bemerkung des Professor Roger, des Neuherausgebers des „Wealth of Nations", zurück, welcher sagt: „Hätte er Erfolg gehabt, so wäre der „Wealth of Nations" wahrscheinlich nicht erschienen..." [1])

Wir sehen also: Weder in dem Urteil selbst, noch in den Beweggründen irgendwelche Aehnlichkeit zwischen Smith und Mill. Und hier ist der Ort, an dem es besonders hervorgehoben werden mag, dass die Divergenz zwischen Smith und Mill sich nicht auf diesen Fall beschränkt, sondern dass sie eine vollständige ist. Mill hat den Smith'schen Relativismus ganz und gar über Bord geworfen, und es ist nötig, dies um so schärfer hervorzuheben, da in unserer zeitgenössischen Literatur Smith selbst noch allzuhäufig verkannt wird. Die Ursache hierfür ist in dem falschen Schlusse zu suchen, den man von der Schule auf den Meister zog. Ist schon zwischen der Schule und ihrem Stifter im grossen und ganzen ein fundamentaler Unterschied, so verschärft sich dieser umso mehr bei dem extremsten und radikalsten Mitglied dieser Schule, bei James Mill. Die Verschiedenheit der nationalökonomischen Rezepte bei Smith wird bei Mill zu einem einzigen Rezept für eine einzige Universalmixtur, die unter allen Umständen, zu allen Zeiten und an allen Orten gegen alle ökonomischen Misstände erfolgreich zu gebrauchen ist. Mill nimmt keine Rücksicht auf die Kraft oder das Alter und die Entwicklung des nationalen Körpers, bei dem seine Mixtur angewendet werden soll; sie muss von jedem in der gleichen Dosis und der gleichen Schärfe eingenommen werden, sofern sie einen Nutzen bringen soll.

Aber auch in der Wirkung, die sie geübt haben, unterscheiden sich die beiden Urteile über die ostindische Handelskompanie. Die Folgen der heftigen Angriffe Mill's waren für ihn selbst die erwarteten günstigen; ausserdem mag sein Werk geholfen haben, gegen die Kompanie Stimmung zu machen und ihren Untergang zu beschleunigen. Smith's Werk aber ist das nationalökonomische Lehrbuch der leitenden Männer Englands ge-

[1]) J. Rae, „Life of A. Smith", p. 255, 256.

worden, insbesondere jenes Mannes, der beim Uebergang aus dem achtzehnten in das neunzehnte Jahrhundert die Zügel der englischen Regierung fest und straff in Händen hielt. Wir meinen William Pitt, den Jüngeren.

Ein Werk über diesen grossen englischen Staatsmann ist im Erscheinen begriffen, dessen zwei erste Teile vor uns liegen. Der Verfasser hat ein ungeheures, zum Teil noch gar nicht verwertetes Material mit ganz bemerkenswertem Fleisse gesammelt und bearbeitet. [1]) Auf dieses Werk stützen sich zum grossen Teil unsere folgenden Ausführungen.

Schon ein alter Vorfahre William Pitt, des Jüngeren, stand in engen Beziehungen zur ostindischen Kompanie, zuerst als ihr Gegner, indem er als „notorischer Schmuggler„ [2]) dem Kompaniemonopol in verwegener Weise Trotz bot, später als Beamter derselben in Indien; dieser Rollentausch kann uns nicht Wunder nehmen, da es uns schon bekannt ist, dass die Kompanie ihre Gegner unschädlich zu machen suchte, indem sie dieselben in ihre Dienste nahm. Dort in Indien wurde auch der Grundstock des Vermögens erworben, welches den späteren Sprösslingen dieser Familie den Eintritt in das politische Leben Englands ermöglichte.

Ein direkter Nachkomme des Schmugglers Thomas Pitt war der ältere Pitt, bekannt unter dem Namen Lord Chatham. Als englischer Minister war er der Ansicht, dass man einmal mit den indischen Verhältnissen Ordnung schaffen müsse, und er bezeichnete „die Regulierung der Verfassung Ostindiens als die grösste aller Angelegenheiten, soviel er von Grösse verstände.“ [3]) Aber nicht Lord Chatham selbst, sondern erst das Ministerium von Lord North brachte diese „grösste aller Angelegenheiten“ in Fluss durch die Regulating Act von 1773. Wie wir schon früher zeigten, sicherte diese Acte der Regierung eine ausgedehnte Kontrolle in den indischen Angelegenheiten und sah ausserdem einige Reformen in der inneren Verfassung der Kompanie vor. Man

---

[1]) „William Pitt, der Jüngere“ von Dr. Felix Salomon, Erster Band, erster und zweiter Teil; Leipzig, 1906.

[2]) a. a. O., Teil I, p. 3.

[3]) a. a. O., Teil II, p. 147.

hatte jedoch nicht das erreicht, was man gewollt, Indiens Zustände blieben ungeordnet und dies beunruhigte die Gemüter umsomehr, als man soeben mit den amerikanischen Kolonien schlechte Erfahrungen gemacht hattte; „Indien wurde zum Tagesgespräch" und — so fährt Salomon fort, — „Adam Smith, der in seinem Werke keines der Tagesereignisse unberücksichtigt lassen wollte, sah sich veranlasst, in einer neuen (der dritten) Auflage seines Buches einen Abschnitt über Ostindien hinzuzufügen." [1])

Die Ordnung der indischen Verhältnisse machte nun der jüngere Pitt zu seiner Sache und in welcher Weise er sie durchzuführen suchte, haben wir im vorigen Abschnitt dieser Arbeit auseinandergesetzt. Aber er folgte dabei keineswegs dem Wege, welchen Smith in seinen Ergänzungen wies. Aus dem Abschnitte über die Handelskompanien können wir ersehen, dass Smith der Ansicht gewesen sei, die Zeit zur Abschaffung der ostindischen Kompanie sei nun gekommen. Der Minister Pitt aber zeigte durch seine India Bill, dass er diese Zeit noch nicht für gekommen hielt, dass er noch eine Zwischenstufe für notwendig erachte, von der aus man dann in späterer Zeit zur Durchführung der Smith'schen Vorschläge werde schreiten können. Doch ist ungeachtet dieser Verschiedenheit zwischen dem Theoretiker Smith und dem Praktiker Pitt der letztere immer noch mit vollem Rechte ein Schüler Smith's zu nennen, mit besserem Rechte wenigstens, als die Männer der „Smith'schen Schule". Hierfür nur ein Beispiel. Zur Bekämpfung des Schmuggels gibt es nach Smith zwei Wege: Die Verminderung der Versuchung zum Schmuggel, indem man den Zoll herabsetzt, oder resp. und die Einrichtung eines Verwaltungssystems, das am besten geeignet ist, den Schmuggel zu verunmöglichen [2]). Pitt brachte zur Bekämpfung des Schmuggels im Teehandel drei Gesetzesanträge ein. Erstens einen, der sich gegen den Schmuggel im Allgemeinen richtete, indem er verschiedene administrative Massnahmen vorsah; zweitens einen, der den Teezoll von 50 % des Wertes auf 12½ % herabsetzte und drittens einen, der den durch Herabsetzung des Teezolles verursachten Ausfall in den Einnahmen des Staates durch Erhöhung der bereits bestehenden Fenstersteuer ersetzte [3]).

[1]) a. a. O., Teil II, p. 249.
[2]) Wealth of Nations, Buch V, Kap. 2.
[3]) Pitt, d. J., Teil II, p. 182.

Wir sehen hier das Umgiessen eines theoretischen Vorschlages in die Praxis ohne jede Abweichung. Pitt selbst hat sich gelegentlich eines Zusammentreffens mit Smith als dessen Schüler bekannt. [1]) Ob er es in jeder Beziehung war und immerdar geblieben ist, gehört nicht in den Rahmen unserer Untersuchung. Die Bewunderung, welcher der schottische Philosoph mit Hinsicht auf Pitt Ausdruck verlieh, mag, in Uebereinstimmung mit Salomons Ansicht, damit begründet werden, dass „seine Lehren und Anregungen einen weit grösseren Nutzen in der Praxis brachten, als er selbst es für möglich gehalten hatte“ [2]).

Wir können aber aus dem Gesagten auch ersehen, warum Pitt bei den Theoretikern der Smith'schen Schule nicht gut angeschrieben war. Der theoretische Radikalismus schien dem praktischen Staatsmanne, der alles, was er tat, wohl abwägen musste, für seine Tätigkeit nicht die passende Richtschnur. Das bedächtige Vorgehen Pitts, Schritt für Schritt, war mit den extremen Grundsätzen eines Mill nicht in Einklang zu bringen, daher dessen abfälliges Urteil über Pitt's East-India-Bill im Besonderen, die nicht gründlich genug ins Zeug ging und über Pitt's politische Tätigkeit überhaupt.

---

[1]) Life of Smith, p. 405.
[2]) Pitt, d. J, Teil II., p. 296.

Schluss.

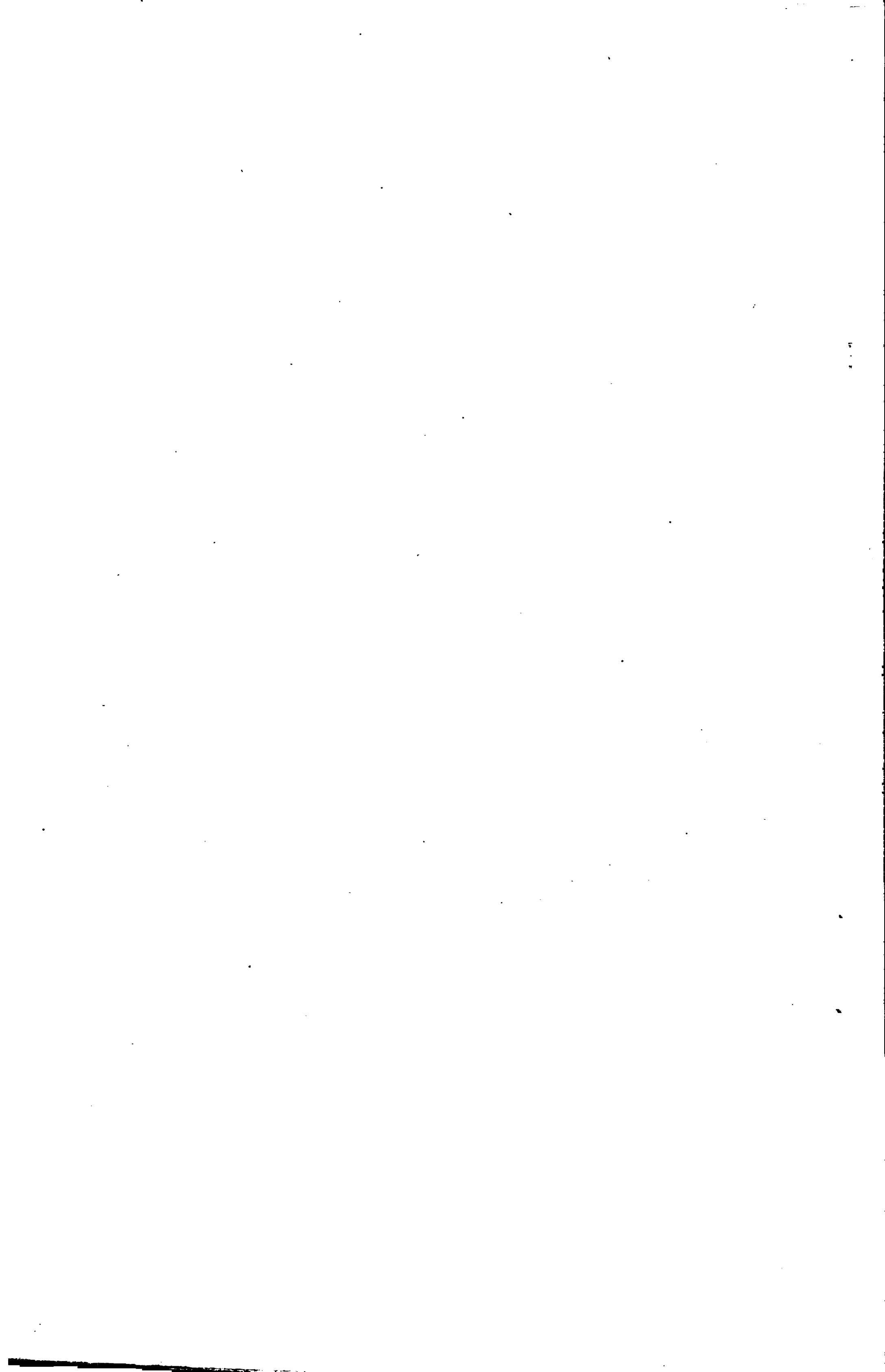
Indem wir die im Laufe unserer Untersuchung gewonnenen Resultate zusammenfassen, ergibt sich die Beantwortung der beiden in der Einleitung zu dieser Arbeit formulierten Fragen:

1. James Mill hat in seinem Werke „Geschichte von Britisch Indien“ die historische Methode nicht zur Anwendung gebracht.

2. Die in der „Geschichte von Britisch Indien“ zum Ausdruck gebrachten ökonomischen Ansichten stimmen in allen Punkten mit den in den rein ökonomischen Schriften Mill's vertretenen überein.

Wir haben damit bewiesen, dass sich Mill in methodologischer Hinsicht keiner Inkonsequenz schuldig gemacht hat; der Verfasser der „Geschichte von Britisch Indien“ und der der „Elements of political Economy“ sind ein und dieselbe wissenschaftliche Persönlichkeit.

Muss man Mill auf Grund unserer Untersuchung aus der Reihe der Historiker streichen, so kann man anderseits ihm auch nicht mit seinem Biographen Bain auf dem Gebiete der politischen Oekonomie das Lob der Originalität zollen. Mill selbst hat ausdrücklich erklärt, er habe keine Entdeckung gemacht, und die beiden Punkte, die Bain als „Neuheiten“ bezeichnet, müssen sich erst daraufhin untersuchen lassen. Vor allem ist es ganz und gar unrichtig, dass das Bevölkerungsproblem von James Mill zuerst in jene knappe und gedrängte Form geprägt worden ist; denn schon 1798 war der „Essay on the principle of population“ anonym erschienen, dessen Verfasser Robert Malthus war. Dass Mill in seinen „Elements“ schreibt: „Das präzise Problem ist daher, das Mittel zur Beschränkung der Geburten auf jene Zahl zu finden, die nötig ist, um die Bevölkerung zu erhalten, ohne sie zu vermehren“, also die Frage aufgestellt hat, ohne eine Antwort zu geben, beweist wohl noch nicht, dass er die Frage zuerst formulierte oder dass es noch keine Antwort darauf gab, sondern





Bern ○○○ Buchdruckerei W. Wälchli ○○○ 1908

